

VÖLKERMORD AN ROM:NJA IN BELARUS 1941 – 1944

Internationales Projekt zu einem ignorierten Genozid.

Während des Zweiten Weltkrieges ermordeten Deutsche und ihre Verbündeten mehrere Hunderttausend Sinti:zze und Rom:nja in ganz Europa, auch auf dem Gebiet des heutigen Belarus. Dieser Aspekt des Vernichtungskrieges wurde über Jahrzehnte hinweg nicht in der Erinnerungspolitik berücksichtigt. Während der Völkermord in den Familien der Überlebenden bis heute erinnert wird, hat ihn die Mehrheitsgesellschaft in Belarus wie auch in Deutschland weitgehend ignoriert. Den Rom:nja, die darüber sprechen, wird bis heute kaum zugehört.

Im Jahr 2019 hat unser Projektteam, gemeinsam mit der Belarussischen Roma-Diaspora und der Geschichtswerkstatt Leonid Lewin in Minsk, Dutzende von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in vielen Regionen Belarus interviewt. Wir haben auch mit Kindern, Enkeln und Enkelinnen der Überlebenden gesprochen. Häufig waren wir die ersten Nicht-Rom:nja, die sich nach dem Schicksal der Rom:nja während der deutschen Besatzung erkundigten. Wir hörten Erinnerungen an grausame Verbrechen und an Verrat, aber auch an Kampf, Widerstand und Solidarität.

Zum Projekt gehörte eine Exkursion, der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland und aus Belarus angehörten. Gemeinsam mit Nachkommen der Überlebenden suchen wir nach Möglichkeiten, auch ihren Erinnerungen Zugang zur Öffentlichkeit in beiden Ländern zu verschaffen. Wir hoffen, dass die Erinnerung an den Genozid an Rom:nja auch die Sensibilität für heutige Formen rassistischer Diskriminierung schärft.

Projektleitung und Texte:



Projektpartner:



Общественное объединение «Белорусская цыганская диаспора»



Тістарычная майстэрняGeschichtswerkstatt Leonid Lewin, Minsk

Mit finanzieller Unterstützung von



www.genocideagainstroma.org



Fotos: Wenn nicht anders angegeben vom Projektteam (Maria Ulrich, Allegra Schneider, Frank Brendle, Gerit Ziegler)

Gestaltung: koop-bremen.de





Galina lwanowna lebt heute in Minsk. Sie hat als Kind ein Massaker an ihrer Familie überlebt, weil sie gemeinsam mit ihren Geschwistern von einer Belarussin versteckt wurde. Nach jahrzehntelangem Suchen konnte Galina Iwanowna den Ort des Massakers nahe der Ortschaft Nowosjady auffinden und hat dort auf eigene Initiative ein Denkmal errichtet.

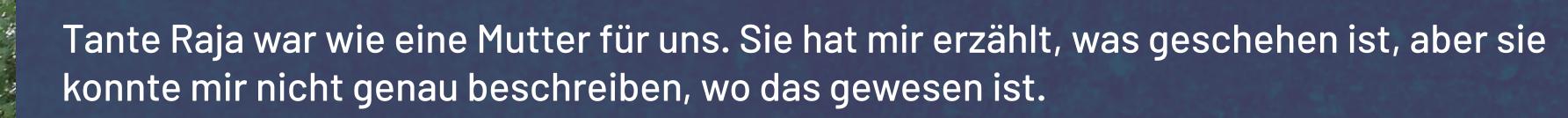
Die Dorfbewohner erzählen, die Deutschen hätten damals angekündigt, neue Pässe auszugeben. Deswegen sind meine Verwandten nach Oschmjany [Hauptort der Region, Anm. Projektteam] gekommen. Sie waren nicht nomadisch, sie lebten in festen Häusern. Aber wie sich herausstellte, hatten die Deutschen eine heimtückische Absicht. Denn auf diese Weise fanden sie heraus, welcher Ethnie man angehört und wer zu den Roma gehört.

Sie haben die Roma weggebracht, um sie zu erschießen. Auch ein Jude soll darunter

44 Menschen sind dort begraben. Meine Mutter, Tanten, Onkel... Ob sie direkt in die Grube fielen, oder ob sie versuchten, davonzulaufen, weiß ich nicht. Ich war erst vier Jahre alt. Ich erinnere mich weder an meine Mutter noch an meinen Vater.

gewesen sein. Man hat sie in einer Scheune festgehalten. Die Leute aus den Dörfern mussten Gruben ausheben. Und dann hat man die Roma und den Juden erschossen. Am Anfang, so sagen die Leute, wurde nur in die Schulter geschossen. Dann sagte der Anführer: »Ich will sehen, dass sie Angst haben«. Und dann schoss man ihnen in die Brust. Drei Tage lang soll die Erde gebebt haben.

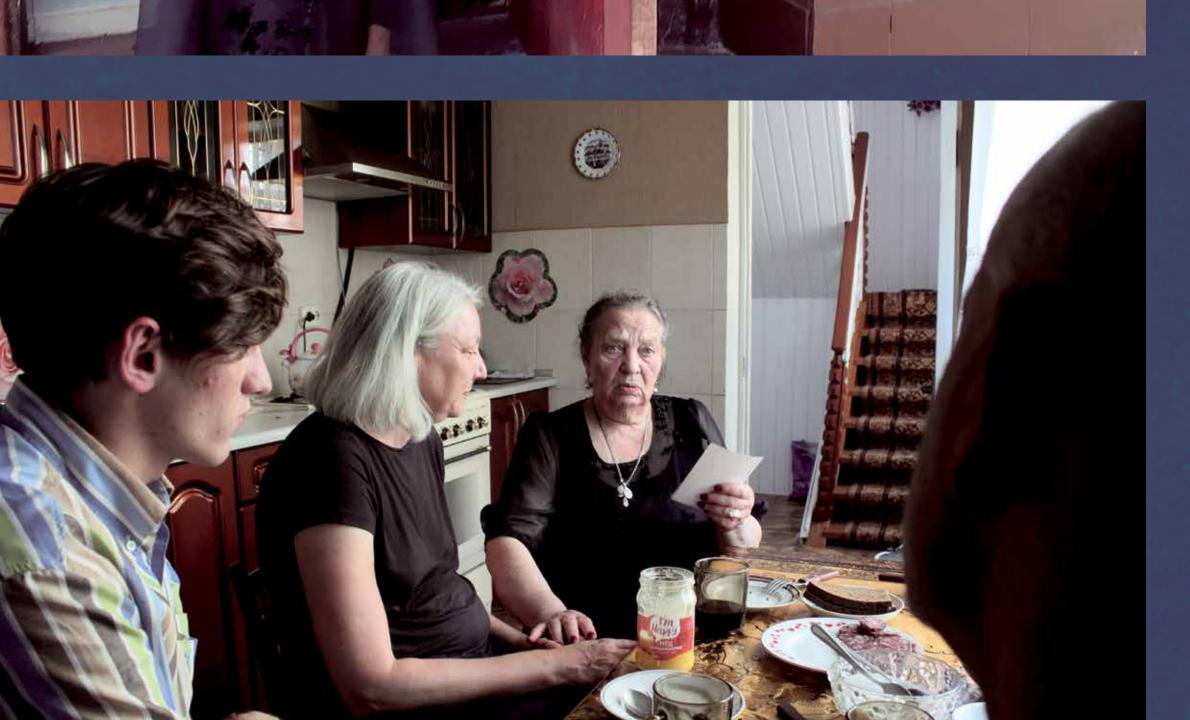
Als meine Mutter ahnte, dass man uns alle erschießen würde, hat sie einer Frau, einer Belarussin, gesagt, dass sie uns Kinder verstecken solle. Der Anführer der Deutschen hat es aber herausgefunden und hat jemanden zu dieser Frau geschickt. Die sagte aber: »Bei mir sind keine Kinder.« Sie hat die Kinder bei einer anderen Frau im Nachbardorf versteckt. Später hat meine Tante davon erfahren und uns dort abgeholt. Meine einjährige Schwester, ich mit vier Jahren, mein Bruder war sechs, und die ältere Schwester zehn.



Ich habe lange nach dem Ort gesucht, an dem sie ermordet wurden. Auf Friedhöfen brachte ich andere Gräber in Ordnung und dachte: »Vielleicht kümmert sich jemand um die Gräber meiner Verwandten.« Am 4. September (2019) ist es 24 Jahre her, dass ich den Ort gefunden habe.

Nach dem Krieg hatte der Direktor der Stärkefabrik ein kleines Denkmal bauen lassen, auf dem steht, dass hier 44 Menschen erschossen wurden.

Das Denkmal, wie es heute ist, habe ich auf meine Kosten gebaut. Von meiner Rente. Ich habe von einem Engel geträumt, und mein Sohn hat dann eine Engelsfigur gemacht, er ist Steinmetz. Das ist wichtig, denn es gab da Kinder. Ich habe niemanden um Erlaubnis gefragt, ich habe es einfach gebaut.



Es hat niemanden gestört. Als die Leute aus dem Dorf erfuhren, dass ich eine Verwandte dieser Toten bin, küssten sie mich und freuten sich mit mir, dass ich den Ort gefunden hatte. Der Vorsitzende des Dorfrates hat mir geholfen, er hat einen Weg zum Denkmal bauen lassen, so dass man nicht über den Acker gehen muss. Der Weg müsste aber noch asphaltiert werden.

Jedes Jahr am 9. Mai, am Tag des Sieges, fahre ich hin, mit meiner Familie. Auch Anwohner kommen und legen Blumen ab.

Ich bin jetzt schon alt. Ein bisschen lebe ich noch, und ich will dort alles in Ordnung bringen, um ruhig sterben zu können. Danach werden meine Kinder dorthin fahren. Dieser Ort wird nicht vergessen.





PAWEL JEWMENOWITSCH GORBUNOW geb. 1930

Meine Familie lebte im Dorf Koschany, das liegt in Russland. Wir waren sesshaft und wohnten in unseren eigenen Häusern. Wir besaßen Höfe, auch Waldstücke. 1936 hat man meinen Großvater enteignet, weil er als sog. Kulak galt. Er wurde deportiert.

Als die Deutschen kamen, hatten wir Roma keine Ahnung, dass wir vernichtet werden sollten. Ungefähr an Ostern 1942 mussten wir nach Klintsy gehen. Die Polizei spürte uns für die Deutschen auf. Die Polizisten wussten ja, wo die Roma wohnen. An die 40 oder 50 Menschen gingen nach Koschany, die einen zu Fuß, die anderen mit Pferdekarren.

Man hat uns dann weggeführt, um uns zu töten. Kann sein, dass die Deutschen dachten, die Roma seien Partisanen. Es gab solche Gerüchte, dass sie alle eine Verbindung zu den Partisanen hatten. Als wir bereits an der Grube standen, schubste mich meine Mutter zu ihrer Schwester Uljana. Die war im ganzen Dorf bekannt, alle nannten sie »Russin«, weil sie so eine helle Haut hatte. Genau wie ich selbst. Und Tante Uljana sagte den Deutschen: »Ich bin Russin, und das ist mein Sohn. « So wurden wir verschont. Die anderen wurden erschossen, auch meine Mutter und mehrere Geschwister meines Vaters.

Uljana hat mir später erzählt, dass sie einige Tage später zur Erschießungsstelle ging. Dort waren einige noch am Leben. Sie erzählte, die Erde habe sich drei Tage danach noch bewegt.

Einen der Polizisten, die damals die Roma bewachten, hat Uljana viele Jahre später hier auf der Straße erkannt, in den 1970er Jahren. Und sie fing an zu schreien. Wenn sie nicht geschrien hätte, sondern die Polizei gerufen hätte, wäre er festgenommen worden. Aber sie schrie, sie raufte sich die Haare. Und er rannte weg. So entging er seiner Strafe.

GRIGORIJ PAWLOWITSCH GORBUNOW

geb. 1965

Ich bin ein paar Mal nach Koschany gefahren und habe mit den Bauern dort geredet. Sie erinnerten sich an all diese Ereignisse. Und sie haben immer davon gesprochen, dass die Roma eine Russin entführt hätten. Ich habe erst nicht verstanden, was sie da sagen. Irgendwann stellte sich dann heraus, dass sie von Tante Uljana sprachen. Die lebte ja bei den Roma, aber weil sie den Russen so ähnlich sah, glaubten die Bauern, sie sei entführt worden.

Nach dem Krieg versammelten sich hier im Gomeler Gebiet viele Roma aus anderen Regionen. Wenn zum Beispiel einer in der Ukraine lebte, wo seine Verwandten alle erschossen wurden, wohin sollte er? Man hörte, dass es irgendwo viele Roma gibt, zum Beispiel in Belarus, und so ging man dorthin. Aus der Ukraine, aus Russland kamen sie hierher.



Fotoalbum der Familie Gorbunow



Auch Grigorij Pawlowitschs Schwester Rada nahm Anteil an unserem Projekt. Hier präsentiert sie ein Foto ihres Bruders in jungen Jahren.







Marija Nikolajewna berichtet von einem Massengrab in der Nähe von Tschetschersk, das sie in der Vergangenheit besucht habe. »Dort wurden die Roma lebendig begraben. Man erzählt sich, dass sich die Erde drei Tage lang bewegt hat.«

Nach Angaben von Yad Vashem wurde in Tschetschersk schon bald nach dem Einmarsch der Deutschen ein Ghetto für die verbleibenden Jüdinnen und Juden errichtet, gleichzeitig eines für die Rom:nja. Im November und Dezember 1941 wurden alle in Tschetschersk noch lebenden Jüdinnen und Juden, zusammen mit den Rom:nja, in Panzergräben ermordet.

Das Projekt »Voices of the Jewish Settlements« hat außerdem folgenden Zeugenbericht über das Massaker in Tschetschersk veröffentlicht:

Der Sekundarschullehrer Iwan Makarowitsch Gorbatschow erinnerte sich:

»Am 28. Dezember 1941 um 14 Uhr trieben die Deutschen alle Juden und Roma auf die Straße. Es war sehr kalt, ungefähr 30 Grad unter Null. Die Menschen wurden in Kolonnen unter der verstärkten Begleitung der Deutschen und der Polizisten Soborominski, Koslow, Gintsir, Belkin und Tschumakow aus der Stadt zum Panzerabwehrgraben geführt. Viele gingen barfuß und ohne warme Kleidung. Die Menschen wurden zur Eile angehalten. In der Nähe des Grabens mussten sie sich ausziehen und wurden mit Schüssen in den Hinterkopf getötet. An diesem Tag wurden 432 Zivilisten ermordet. Nach dieser Massenexekution wurden noch weitere Roma und andere Menschen aus anderen Bezirken dort hingebracht und getötet. Bei Razzien wurden Juden gefunden und aus den Dörfern Osinowka, Salesje, Sagorje zum Grab gebracht. Hier sind etwa 700 Menschen getötet worden.«

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Projekts »Voices of the Jewish Settlements«.

Weitere Information: http://shtetle.com/shtetls_gom/chechersk/chechersk_jew.html

Weitere Informationen zum Massaker in Tschetschersk: https://en.wikipedia.org/wiki/The_Holocaust

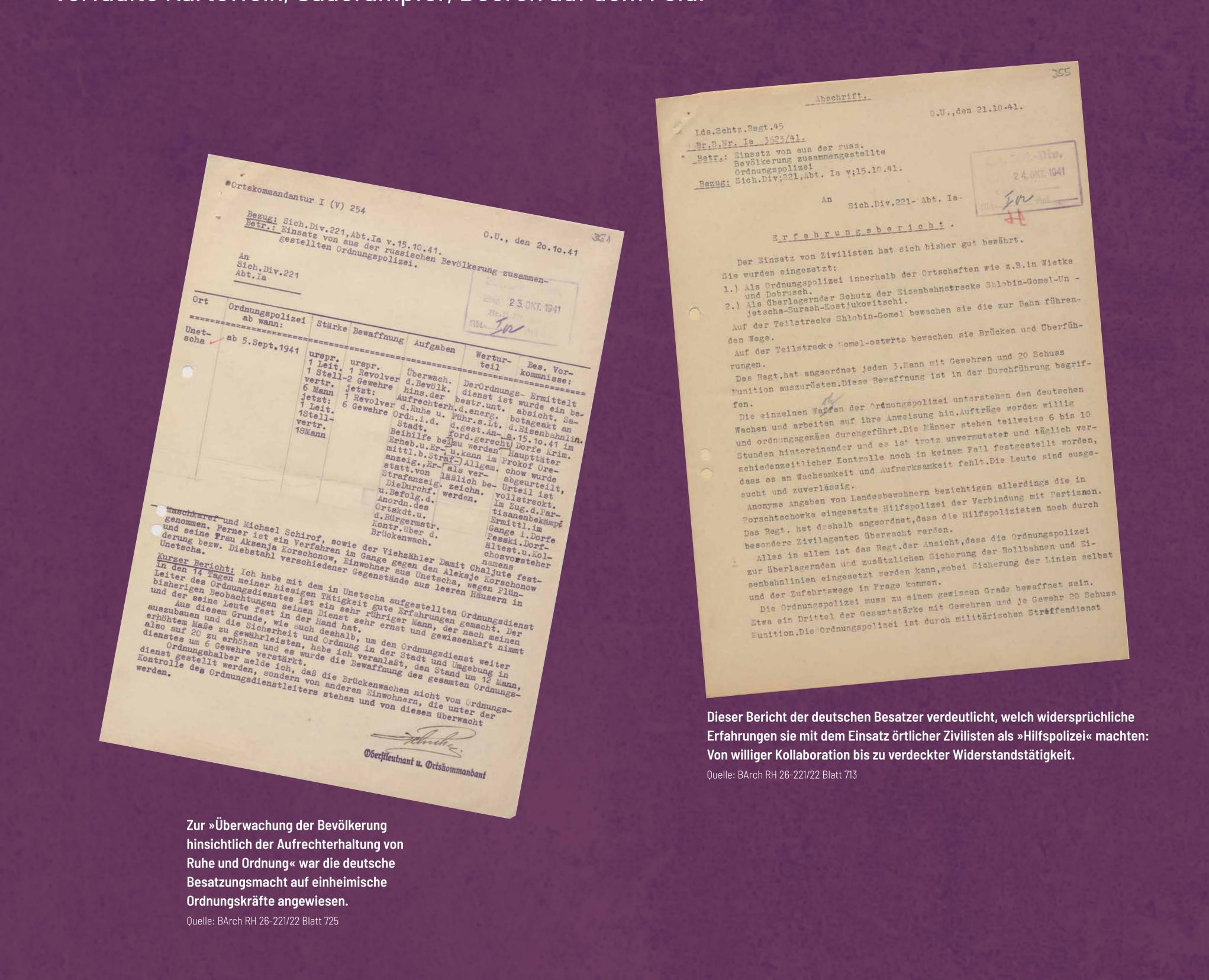
Die Erinnerungen von Marija Nikolajewna beleuchten, wie wichtig das Verhältnis der Rom:nja zur örtlichen Bevölkerung für das Überleben sein konnte: Gleich zweimal wurden ihre Eltern von Deutschen bedroht, und beide Male überlebten sie dank der Fürsprache ihrer Nachbarn. Dies galt allerdings nur zu Beginn der Besatzung, bevor die systematische Verfolgung der Rom:nja durch die Deutschen begann.

Früher lebten wir nomadisch, aber mein Großvater hatte ein Haus in einem Dorf im Gebiet Gomel. Das war für uns wie ein Heimatdorf. Mein Vater hatte eine sehr dunkle Haut. Eines Tages, als er vor dem Haus auf der Bank saß und rauchte, kamen Deutsche und nahmen ihn mit. Meine Mutter ging durch das Dorf, in alle Häuser, und jeder hat unterzeichnet, dass wir gute Leute sind und sehr fleißig arbeiten. Meine Eltern arbeiteten schon seit vielen Jahren in der Kolchose. Tatsächlich wurde mein Vater nach drei Tagen freigelassen. Die Roma aus dem Lager sagten meinem Vater: »Nikolaj, Du gehst nach Hause zurück, und wir werden getötet. Uns werden sie erschießen. « Danach ging er zu den Partisanen.

Auch meine Mutter wurde eines Tages festgenommen. Sie hatte helle Haut, und die Deutschen glaubten, sie sei Jüdin. Aber sie hatte immer ihren Ausweis um den Hals, darin stand, dass sie Arbeiterin in der Kolchose ist. Auch die Nachbarn sagten den Deutschen: »Sie ist keine Jüdin, sie ist eine Romni, sie geht arbeiten«.

Damals wurden noch nicht alle Roma erschossen. Aber es gab die ersten Gerüchte. Mein Vater hatte einen guten Freund. Er war Polizist und wohnte im selben Dorf. Dieser Polizist hat gesagt, dass die Deutschen kommen und Juden und Roma lebendig begraben. Schließlich haben sie die ganze Familie meiner Mutter getötet. Meine Tanten, meine Cousins, meine Großmutter mütterlicherseits... Kinder, junge Frauen und alte Leute, alle haben sie getötet. Die Deutschen kamen mit Autos und nahmen sie mit. Die Mädchen haben sie misshandelt und dann auch erschossen. Meine Mutter und meine andere Großmutter haben irgendwie überlebt. Sie gingen zu den Partisanen. Dort trafen wir auch meinen Vater.

Wir litten an Hunger und Kälte. Die Mutter lief durch die Dörfer und bat um Essen. »Um Christi willen«, bat sie, »um der Kinder willen«. Die Leute kannten sie. Sie sammelte verfaulte Kartoffeln, Sauerampfer, Beeren auf dem Feld.







Familienlager, gemeinsam mit russischen und jüdischen Schutzsuchenden.

Anfangs haben uns die Deutschen nichts angetan. Aber dann kamen sie, irgendwann im Frühjahr, und nahmen uns die Pferde und das Vieh weg. Und im Sommer darauf haben sie angefangen, uns zu töten. Wir haben Berichte gehört, dass unweit von Gomel, direkt an einer Landstraße, deutsche Soldaten Frauen aus Roma-Familien erschossen. Darunter war auch die Mutter meiner späteren ersten Ehefrau.

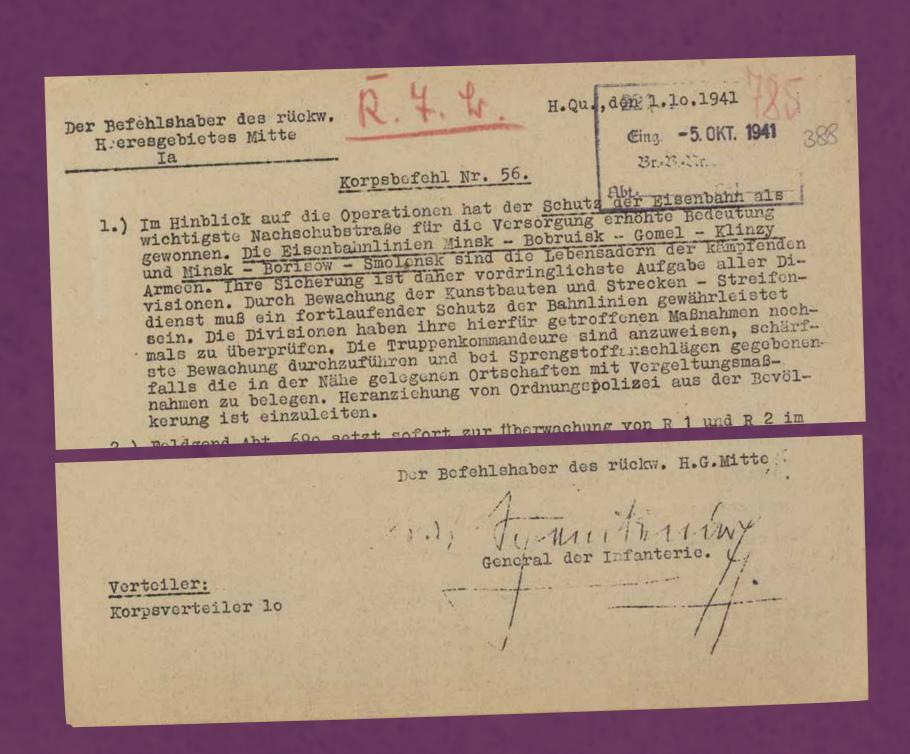
Ihr Vater wurde festgenommen, er saß im Gefängnis in Bobrujsk, mit vielen anderen Roma, und auch Russen. Die Deutschen, diese Bestien, haben sie bewacht. Aber ein Rom hat es geschafft, den Wachposten zu täuschen: Er sagte ihm, dass in der Zelle einer stirbt, der Deutsche machte die Tür auf – und zack, der Rom packte den Deutschen und erwürgte ihn... Alle flohen Richtung Gomel.

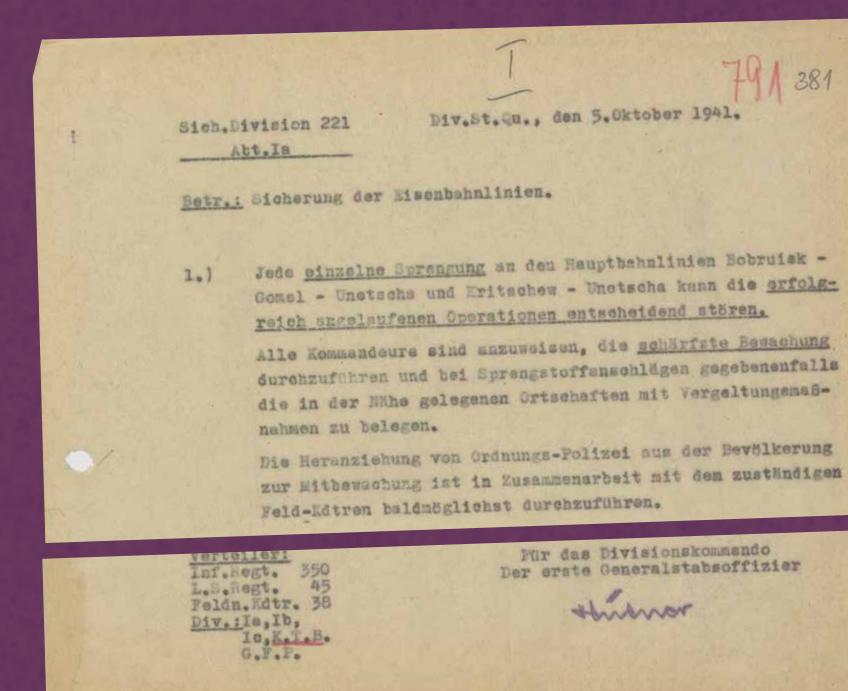
Aber als die Frauen ihn holen wollten, wurden sie 20 Kilometer vor Gomel von einer Strafeinheit der Deutschen erwischt und erschossen.

Als die Deutschen anfingen, die Roma zu erschießen, ging mein Bruder Wolodja zu den Partisanen. Er war bei der Einheit »Nikolaj Gastello«.

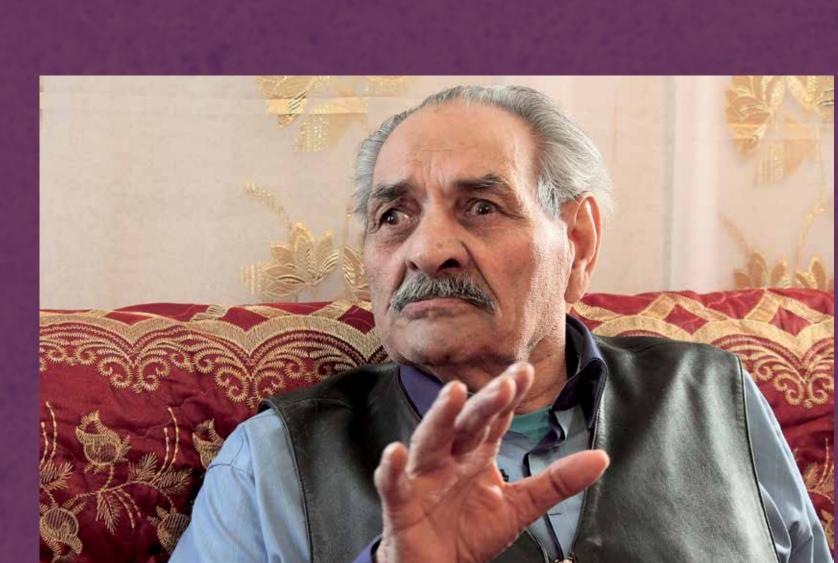
Um von den Partisanen aufgenommen zu werden, musste man eine sogenannte Zunge mitbringen. So nannte man es damals, wenn man einen Gefangenen mitbrachte. Mein Bruder hat so jemanden mitgebracht. Einen Russen, der für die Deutschen arbeitete. Und so konnte sich mein Bruder den Partisanen anschließen. Dort hat er gekämpft. Er hat 12 Züge in die Luft gejagt. Mein ältester Bruder Wanja wollte auch zu den Partisanen, aber sie nahmen ihn nicht. Denn unsere Eltern waren schon alt, und es gab sonst niemanden, der uns beschützte. Deswegen sollte Wanja bei uns bleiben. Später kamen meine Eltern mit uns und den anderen Kindern nach. Es gab ein Familienlager in der Nähe des Partisanenlagers. Dort waren auch Russen und einige wenige Juden. Es gab kaum etwas zu essen. Wenn die Partisanen Kühe mitbrachten, gab es etwas. Man musste stehlen gehen, Korn und verfaulte Kartoffeln auf dem Feld sammeln. Man ging auch ins Dorf, etwas kaufen oder erbetteln. Aber nur im Dunkeln. Sah man Deutsche, lief man schnell davon. Man wäre erschossen worden.

Nach dem Krieg war es andersrum. Die Deutschen arbeiteten dann hier bei uns in Gomel, also die Kriegsgefangenen. Es gab viele von denen. Sie mussten Gomel wieder aufbauen. Unsere Leute taten denen nichts an, sie haben sie nicht getötet. Man gab ihnen zu essen. Als ich älter wurde, interessierte ich mich für die Geschichten, die ältere Roma über den Krieg erzählten. Ich erfuhr, dass die Nazis unser stolzes und freiheitsliebendes Volk zerstören und vom Erdboden wischen wollten. Und leider haben sie es größtenteils zerstört.





Diese Berichte der deutschen Besatzer verdeutlichen, wie bedrohlich sie die beständigen Angriffe von Partisan:innenverbänden auf die Eisenbahnanlagen empfanden. Quelle: BArch RH 26-221/14



Für manche Interviewpartner war der Kontakt mit einem deutschen Rechercheteam nicht einfach. Mitunter war es die erste Begegnung mit Deutschen seit dem Zweiten Weltkrieg. Während wir sonst vor jedem Interview das Projekt erläuterten, ist dies bei Nikolaj Afanasowitsch Jewdokimow aufgrund eines Missverständnisses innerhalb des Projektteams nicht geschehen. Der Interviewpartner ging zu Beginn des Interviews davon aus er spräche mit Russ:innen, und reagierte schockiert, als er erfuhr, dass sie Deutsche waren. Wir geben den nachfolgenden Dialog mit seiner Frau Natascha wieder, die beim Interview unterstützte. Dieser Dialog wurde nicht sofort übersetzt, so dass die deutschen Projektmitglieder von dem Zwischenfall erst nach dem Interview erfuhren.

Nikolaj Afanasowitsch: Sind das Deutsche? Sind das Deutsche? Raus aus dem Haus!

Natascha: Ruhig, ruhig. Das ist ein deutsches Projekt, das sich mit der Geschichte des Genozid an Roma beschäftigt. Sie haben so etwas schon in Rumänien und in der Ukraine gemacht. Sie wollen, dass die Menschen über das Thema Bescheid wissen.

Nikolai Afanasowitsch: Raus!

Natascha zum Projektteam: Man hätte das sofort sagen müssen, weil die Reaktion... Sie sehen ja. Er hat den Krieg überlebt, und es ist sehr schwer, sich daran zu erinnern. Deswegen sollten Sie sich nicht beleidigt fühlen.

Zum Ehemann: Ganz ruhig, okay? Es gibt unterschiedliche Menschen. Diese Menschen sind nicht daran schuld, was früher geschah. Sie wollen nun, dass alle erfahren, was während des Zweiten Weltkrieges geschah.

Nikolaj Afanasowitsch willigte in die Fortsetzung des Interviews ein und bat seine Frau, den Gästen Brote und Tee aufzutischen.







Die Mutter von Nikolaj Iwanowitsch wurde von den Deutschen wegen ihrer Verbindungen zu Partisanen gesucht und musste im Untergrund leben. Nikolaj lwanowitsch selbst überlebte in Obhut verschiedener Familien, die keine Rom:nja waren. Bei der Zerstörung eines Dorfes wurde er von deutschen Soldaten schwer misshandelt.





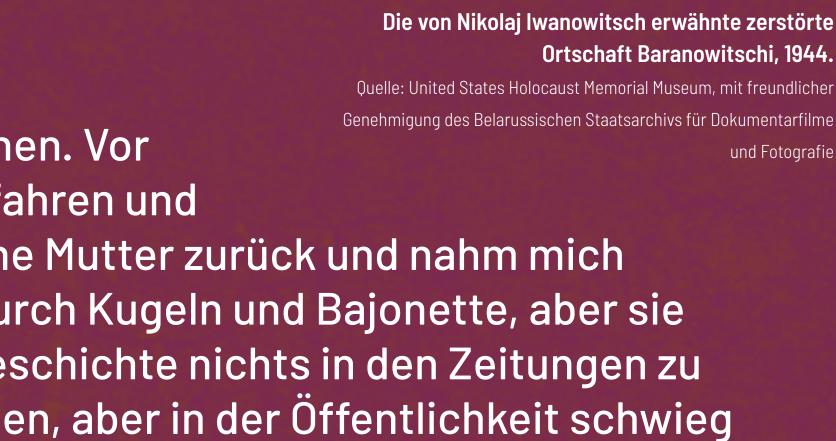


Meine Mutter war eine tapfere Frau. Unter dem Boden unserer Hütte hat sie ein paar Wochen lang zwei Männer versteckt. Sie waren vor den Deutschen geflohen. Immer, wenn es Essen gab, habe ich sie herausgerufen. Ich war ja erst zwei Jahre alt und habe sie gerufen, so wie ich die Hühner zum Füttern anlockte: »Zip zip zip«. Meine Mutter hat eine Zeit lang bei den Deutschen gearbeitet. Sie hatten sie gezwungen, für sie zu kochen und ihre Wäsche zu waschen. Aber sie hatte einen guten Kontakt zu den Partisanen. Sie hat ihnen über einen Boten Informationen geschickt. Sie erzählte oft: »Am Tag waren die Deutschen im Dorf, und in der Nacht kamen die Partisanen, um herauszufinden, was passiert ist.« Unsere Polizisten haben das aber herausbekommen und sie bei den Deutschen verraten. Die setzten eine Belohnung auf sie aus. Einer der Polizisten, die sie bei den Deutschen verriet, wurde nach dem Krieg festgenommen. Er starb im Gefängnis.

Meine Mutter wurde mehrere Male festgenommen, konnte aber immer fliehen. Einmal wurde sie zusammen mit meinem Vater auf einen Pferdewagen gesetzt. Ein Russe, er hieß Iwan, sollte sie in ein anderes Dorf bringen, wo sie erschossen werden sollten. Mein Vater konnte diesen Iwan aber töten, und sie flohen. Später wurde mein Vater festgenommen. Die Leute erzählten, die Deutschen hätten ihn in einen Zug gesetzt und weggefahren. Wir haben nie mehr von ihm gehört. Ein anderes Mal wurde meine Mutter mit vielen anderen Menschen in eine große Scheune im Dorf Oskolkowo eingesperrt. Dort waren auch ganze Familien mit Kindern. Die Deutschen nahmen immer wieder welche heraus und erschossen sie. Nach einem Monat sind dann die Partisanen gekommen und haben sie befreit. Mich hatte meine Mutter während dieser Zeit bei russischen Familien zurückgelassen.

Einmal haben die Deutschen ein ganzes Dorf angezündet, weil in der Nähe Partisanen im Wald waren. Die russische Oma, bei der ich damals lebte, hat mich in der Sauna versteckt. Sie selbst wurde ermordet. Als die Deutschen mich entdeckten, haben sie mich mit Füßen so stark in den Bauch getreten, dass ich viele Jahre lang inkontinent war. Später haben mich die Partisanen gefunden.

Ich hatte so viele Verwandte in Belarus. Sie wurden in Scheunen gesperrt und verbrannt. Vor allem im Bezirk Baranowitschi. Etwa 30 Menschen aus meiner Familie wurden von den Deutschen erschossen. Schwester, Tante, Großvater, Onkel. Nur mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter und ich haben überlebt. In Unetscha, im heutigen Russland, wurden 400 bis 500 Menschen erschossen. Mehrere Tage lang soll sich die Erde bewegt haben. Ein junger Mann ist aus dem Grab gekrochen und konnte sich bei seiner Großmutter verstecken.



Galina Iwanowna Lujkanenko, die jüngere Schwester von

jungen Jahren. Galina Iwanowna unterstützte das Interview

Nikolaj lwanowitsch, mit einem Foto von sich selbst in

und ergänzte, dass sie mit ihrer Mutter und zahlreichen

Die spätere Frau meines Onkels konnte von dort fliehen. Vor 20 oder 30 Jahren sind wir mit dem Auto dorthin gefahren und haben ein Kreuz errichtet. Nach dem Krieg kam meine Mutter zurück und nahm mich wieder zu sich. Sie war mehrfach verletzt worden, durch Kugeln und Bajonette, aber sie hatte überlebt. In der Sowjetunion war über diese Geschichte nichts in den Zeitungen zu lesen. Ich habe mit anderen Roma darüber gesprochen, aber in der Öffentlichkeit schwieg man darüber. Ich finde es aber wichtig, dass unsere Kinder davon erfahren. Damit sie in die Armee gehen und ihre Heimat schützen.





Am Anfang haben die Deutschen den Roma nichts getan. Einige sollen sogar freundlich zu den Kindern gewesen sein. Einmal kamen die Deutschen ins Haus und zeigten auf meinen Bruder und meinen Onkel. »Seid ihr Juden?«, fragten sie. Der Onkel antwortete »Nein, wir sind Roma.« Und sie haben nichts gemacht.

Meine Mutter meinte, die Polizisten hätten angefangen, die Roma bei den Deutschen zu verraten. Weil sie bei den Partisanen gekämpft haben. Und erst danach hätten die Deutschen die Roma erschossen. Meine Mutter erzählte mir viel darüber. Dass unsere Frauen in die Dörfer gingen, wo sie wahrsagten und bettelten, um Essen für die Kinder zu bekommen. Meine Tante ging auch mit ihren Kindern und noch einer Bekannten. Die Deutschen haben sie getroffen und alle vier erschossen. Die Frauen waren ja traditionell angezogen, man konnte sie erkennen. Als das anfing, ist meine Familie zu den Partisanen gegangen. Mein Onkel war dort, er war Aufklärer, hat auch Züge gesprengt. Ebenso meine Mutter, der Großvater, meine Cousine Tamara. Ich kann sie nicht alle aufzählen. Die Mehrheit ist zu den Partisanen gegangen, zur Belousow-Truppe. Diejenigen, die geblieben sind, wurden von den Deutschen ermordet. Der andere Onkel, der Bruder meines Vaters, war auch an der Front. Er kam nicht mehr zurück.

Die Partisanen haben sie ziemlich gut behandelt. Sie hungerten, aber die Dorfbewohner haben natürlich geholfen. Die älteren Menschen, die Frauen haben Lebensmittel gegeben. Manchmal gab es Pferdefleisch, und meine Mutter wollte das nicht essen. Immerhin ist für uns Roma ein Pferd der beste Freund. Gelebt haben die Roma dort in Laubhütten, so wie immer. Sie hatten ja zuvor schon nomadisch gelebt. Manchmal wurde der Ort gewechselt, weil die Partisanen woanders kämpfen mussten.

Im Winter wohnte meine Mutter mit ihren Kindern und Verwandten bei Russen, mit denen sie befreundet war. Einmal kamen Polizisten in die Wohnung gegenüber und fragten eine Frau, wo ihr Mann sei. Der war bei den Partisanen, aber die Frau sagte, sie wisse nichts. Da haben sie sie erschossen, und sogar das kleine Baby auf ihrem Arm.

Ihr älterer Sohn hatte sich aber im Keller versteckt. Und er hat sich das Gesicht von diesem Polizisten gemerkt. Viele Jahre später, als er zum Militärdienst einberufen wurde, hat er diesen ehemaligen Polizisten auf der Militärkommission wieder erkannt. Er hat ihn angezeigt, meine Mutter war dann selbst Zeugin im Gerichtsverfahren, und der Mann kam ins Gefängnis.

Предъявитель удостоверения имеет право на льготы и преинущества, установленые для бывымих и преинуществих узинков фацистских гонцалерей, гетто и других мест припудительного солержании, созданных фацистами и их со-мозимании и преинущества, установленые для бывымих и преинущественые для бывымих и преинущества, установленые для бывымих и преинущества, установленые для бытымих и преинущественые для бывымих

Zu den Interviews gesellten

leben. Die Cousine von Nina

lwanowna, präsentierte uns

dem Familienbesitz.

Iwanowna, Tamara Antonowna

sich häufig auch Verwandte und

Bekannte, die in der Nachbarschaft

zahlreiche Dokumente und Fotos aus

Die Mutter von Tamara Antonowna, Anna Fjodoworowna, war von den Deutschen verschleppt worden. Dieser Ausweis wurde in der Sowjetunion für ehemalige minderjährige KZ- und Ghettohäftlinge ausgestellt und gewährte Ermäßigungen und andere Vorteile.



Militärpass des Vaters von Tamara Antonowna, Anton Tarasowitsch Iwanow. In sowjetischen Dokumenten jener Zeit war damals die ethnische Zugehörigkeit der Ausweisinhaber vermerkt, hier auf der rechten Seite unter Punkt 2 als »zygan«.

wie ausführlich innerhalb ihrer Familie über die Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg gesprochen wurde, und wie lebendig diese Erinnerung bei den Kindern der Überlebenden ist. Nina Iwanowna spricht darüber, wie zahlreiche Familienangehörige mit Hilfe der Partisanen und der örtlichen Bevölkerung überlebten.

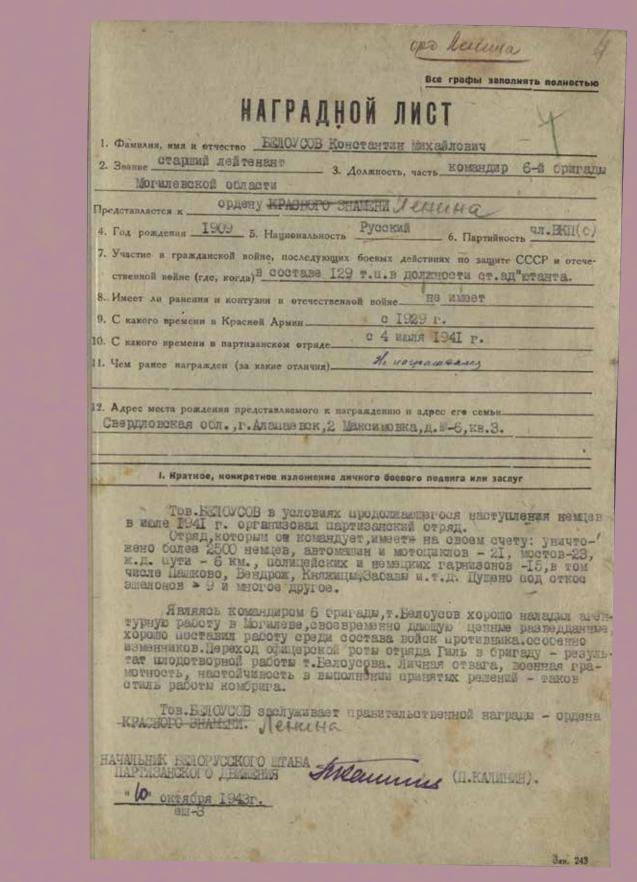
Im Gespräch mit Nina Iwanowna wird deutlich,

Nina Iwanowna berichtet, dass zahlreiche Familienangehörige mit Hilfe der Belousow-Partisanen überlebten. Diese Partisanengruppe begann ihre Operationen bereits im Juli 1941 auf dem Gebiet der Oblast Mogilew, im östlichen Belarus. Im Januar 1944 wurde die Einheit als 113. Partisanenregiment umgruppiert.

Anführer war von Juli 1941 bis Januar 1944 Konstantin Michaijlowitsch Belousow.

Am 30. Juni 1944 schloss sich das Regiment mit

Am 30. Juni 1944 schloss sich das Regiment mit 920 Angehörigen, davon 57 Frauen, der Roten Armee an. 619 Angehörige wurden als Belaruss:innen, 223 als Russ:innen, 39 als Ukrainer:innen. 20 gehörten anderen Ethnien an.



»Im Juli 1941 organisierte Genosse Belousow eine Partisaneneinheit unter den Bedingungen der anhaltenden deutschen Offensive. Die Einheit, die er befehligt, hat folgendes erreicht: Mehr als 2.500 Deutsche wurden getötet, 21 Autos und Motorräder vernichtet, 23 Brücken zerstört, Eisenbahnschienen -6 Kilometer – gesprengt, 15 Polizei- und deutsche Garnisonen vernichtet, darunter Paschkowo, Wendrosch, Knjaschytsy, Zabawy usw., 9 entgleiste Züge und vieles mehr. Als Kommandeur der 6. Brigade hat Genosse Belousow die Geheimdienstarbeit in Mogilew gut aufgebaut und rechtzeitig wertvolle Informationen geliefert, um die Arbeit unter den feindlichen Truppen, insbesondere den Verrätern, zu organisieren. Das Überlaufen der Offizierskompanie der Gil-Einheit [ein Sonder-Bataillon des SD aus etwa 500 russischen Freiwilligen, Anm. Projektteam] zur Brigade ist das Ergebnis der erfolgreichen Arbeit des Genossen Belousow. Persönlicher Mut, militärische Kompetenz, Beharrlichkeit bei der Erfüllung der getroffenen Entscheidungen – das ist der Stil des Brigadekommandanten. Genosse Belousow verdient einen Regierungspreis, den Lenin-Orden.« Unterzeichnet vom Leiter des belarussischen Hauptquartiers der Partisanenbewegung P. Kalinin 10. Oktober 1943





Der Völkermord an den Rom:nja vollzog sich oftmals zeitlich versetzt im Anschluss an die Ermordung der jüdischen Bevölkerung, wie auch aus den Erinnerungen von Wasilij Iwanowitsch hervorgeht. Er berichtet zudem, wie seine Mutter als Kundschafterin für die Partisanen arbeitete, und wie die Dorfgemeinschaften darauf reagierten.

Wir lebten im Dorf Krywsk, in der Oblast Gomel. Mein Vater arbeitete in der Kolchose und handelte mit Pferden. Als die Deutschen in Gomel einmarschierten, forderten sie, dass alle getauft werden sollten. Wer nicht getauft war, galt als Kommunist. So wurde auch ich 1942 getauft. Zu Beginn des Krieges unternahmen die Deutschen noch nichts gegen die Roma. Die Juden haben sie gleich weggebracht. Aber von den Roma wollten sie, dass sie Musik machen und auf ihren Konzerten auftreten.

Ab Ende 1941, Anfang 1942 ging es auch mit den Roma los. Unser Großvater kam ins Gefängnis. Als er zurückkam, erzählte er uns, was dort den Kommunisten und Partisanen angetan wurde. Sie wurden grausam gefoltert. »Gott bewahre, dorthin zu kommen, lieber an Ort und Stelle erschossen werden«, sagte er.

Einmal stahlen einige Roma den Deutschen zwei Pferde, um sie zu den Partisanen zu bringen. Sie wurden von den Deutschen oder von Polizisten erschossen. Der eine von ihnen war schwarz, die Deutschen hielten ihn für einen Juden. Sie banden seine Füße am Sattel fest und schleiften ihn durchs ganze Dorf. »Hei Juda« riefen sie [auf Deutsch, Anm. Projektteam].

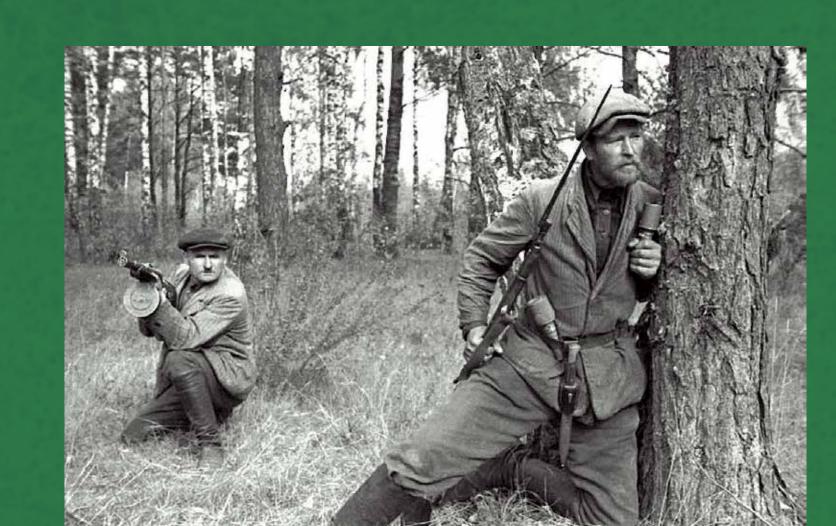
Mein Vater war ja auch bei den Partisanen, und meine Mutter war Kundschafterin. Sie ging wahrsagen, und sie erfuhr, wo die Deutschen sind, welche Waffen sie hatten, welche Polizisten sich schlecht benahmen usw. Sie berichtete darüber dem Vater. Die Leute im Dorf wussten das. Wenn jemand darüber geredet hätte, wären wir auch tot. Also ging unsere Mutter mit meinem älteren Bruder und mir zu einer Tante ins Nachbardorf.

Kurz danach kamen die Deutschen dorthin. Die Mutter lenkte sie ab und rief uns zu, dass wir wegrennen sollten. Die Deutschen schossen schon mit Maschinengewehren hinter uns her. Wir rannten bis zu einer Scheune, in der Russen und Roma versteckt waren. In der Nacht gingen die Roma raus und holten die Leichen der »Pferdediebe«, die die Deutschen erschossen hatten. Wie sich herausstellte, war einer davon mein Onkel. Heimlich wurden sie nachts beerdigt.

Kurz danach verließen wir das Dorf und lebten in Zelten im Wald, in der Nähe der Partisanen. Bevor es einen Kampf gab, warnte uns der Kommandeur. Bis zum Ende des Krieges versteckten wir uns in den Sümpfen rund um Gomel. Für seine Partisanentätigkeit erhielt mein Vater Auszeichnungen. Er wurde auf einem Militärfriedhof beerdigt.

Wehrmachtsberichte wie dieser belegen das breite Ausmaß der Partisanentätigkeit in Belarus.

Quelle: Yad Vashem, Bestand M41, Akte 104



Sowjetische Partisanen in Belarus, 1943.

Quelle: Wikimedia (Russisches Staatsarchiv)

Wasilij Iwanowitsch nahm Bezug auf das Schicksal eines anderen Rom, der heute ebenfalls in Gomel lebt und den wir ebenfalls in dieser Ausstellung zeigen: Pawel Jewmenowitsch Gorbunow. Dessen Geschichte wird hier nur leicht variiert. Wir dokumentieren diese Stelle, weil sie für uns ein Zeichen ist, wie sehr die Rom:nja die Erinnerung an den Völkermord pflegen.

Nach dem Krieg erfuhr mein Vater, dass die ganze Familie seiner Schwiegermutter in der Gegend zwischen Nowosybkow und Koschany, im heutigen Russland, ermordet wurde. Die Deutschen hatten dort einen ganzen Tabor versammelt, 300 Menschen. Sie mussten Gräben ausgraben, alle wurden in einer Reihe aufgestellt, auch Kinder. Plötzlich kam der Bürgermeister angerannt. Zu den Deutschen sagte er: »Diese Frau hier ist keine Romni. Sie ist Russin, die einen Rom geheiratet hat. Lassen Sie sie gehen.« Sie hatte eine sehr helle Hautfarbe, und die Familie war schon lange im Dorf ansässig und genoss dort Respekt. Und so durfte sie gehen, mit ihren zwei Kindern, und sie konnte noch ihren Neffen mitnehmen. Kaum war sie ein paar Schritte vom Graben weg, fingen die Deutschen an, die anderen zu erschießen.





Als die Deutschen kamen, versteckte sich meine Familie in einem Wald in der Nähe unseres Dorfes. Sie bauten dort Zelte auf. Einige lebten in Erdhütten. Die Großmutter war das erste Opfer in der Familie. Die Deutschen holten sie und ihre schwangere Schwiegertochter ab. Die Oma wurde erschossen, ihre Schwiegertochter wurde freigelassen und kehrte nach Hause zurück. Meine Tante ging zu Fuß den weiten Weg aus Minsk, um uns zu helfen und mitzunehmen. Sie fand uns. Am Tag davor hatten die Deutschen alle Roma erschossen, aber wir hatten uns versteckt. Meine Tante sprach einen ortsansässigen Russen an und bat ihn, sie als seine Ehefrau auszugeben. Sie bot ihm Geld dafür. Mit dem Pferdekarren fuhren wir los: Die Tante, meine Mutter und die Kinder.

In unserem Dorf war ein deutscher Kontrollpunkt. Die Deutschen sagten: »Ausweis!« [Wera Jegorowa verwendet hier den deutschen Begriff, Anm. Projektteam] Und dieser Mann zeiget seinen Ausweis. Er behauptete, die Frau gehöre zu ihm. Meine Tante war sehr hübsch, hatte eine helle Haut, sie sah nicht aus wie eine Romni. Allen Kindern wurde ein Tuch um den Kopf gebunden. Als die Deutschen nach ihnen fragten, wurde ihnen geantwortet, die Kinder hätten Typhus. Oh, da sprangen die Deutschen zurück, weil sie Angst hatten, sich anzustecken. Sie ließen meine Tante schnell durch. So kamen wir an einen sicheren Ort.

Doch später ging meine schwangere Mutter mit ihrer Cousine in das Dorf Ostroschitski Gorodok, ungefähr 18 Kilometer hinter Minsk, um wahrzusagen. Sie übernachteten im Haus einer Frau, aßen, unterhielten sich und waren fröhlich.

Als sie am nächsten Morgen gingen, trafen sie Deutsche. »Ihr seid Partisanen«, sagten sie. Meine Mutter und meine Tante begannen, um ihr Leben zu betteln, und die Deutschen ließen sie gehen. Aber kurz darauf kamen Polizisten [Angehörige der von den Deutschen eingesetzten Hilfspolizei, Anm. Projektteam]. Kann sein, dass auch die Gestapo dabei war. Und sie sagten: »Das sind Partisanen!« Die beiden fingen wieder an zu betteln, aber es half nichts. Meine Mutter bat nur noch darum, dass man ihr mit einem Tuch die Augen verbindet. Und dann haben sie ihr in den Rücken geschossen und die beiden Frauen getötet.

Wir blieben bei meinem Vater. Eines Tages nahmen die Deutschen ihm das Pferd ab. Er ging ihnen hinterher, bat darum, dass sie ihm das Pferd zurückgeben. Da schlugen sie so sehr auf ihn ein, dass er kurz darauf starb.

Wir, vier Geschwister, sind zu Waisen geworden. Unsere Tanten und Onkel nahmen je ein Kind in ihre Familien auf. Mich zog meine Tante groß.

Drei Jahre nach dem Tod meiner Mutter ging meine Tante in das Haus, in dem meine Mutter zuletzt übernachtet hatte. Diese Frau dort sah meine Tante und war ganz erschrocken. »Gott, was ist das? Bist du etwa ihre Schwester«? Und sie begann, ihr alles zu erzählen. Die Tante ließ meine Mutter ausgraben und sie ordentlich in einem Sarg auf dem Friedhof bestatten. Der Priester versammelte viele Leute aus dem Dorf.

Wenn ich heute ein Bild von meiner Mutter haben könnte … ich würde viel Geld dafür geben. Denn ich erinnere mich ja nicht an sie, auch nicht an meinen Vater. Wera Michajlowna überlebte dank der Entschlusskraft und Gewitztheit ihrer Tante, die durch eine angebliche Ehe mit einem Russen und die behauptete Ansteckungsgefahr ihres Kindes eine deutsche Kontrolle passierte. Dennoch wurden ihre Eltern später ermordet. Die Erinnerungen beleuchten auch die häufig fatale Rolle der kollaborierenden Hilfspolizisten.









In der Familie von Wiktor Wladimirowitsch wurde die Erinnerung an den Völkermord maßgeblich in Form eines Liedes erhalten: Ein Onkel wurde gemeinsam mit seiner Frau und seinem Kind von einer Erschießung verschont, nachdem er die Deutschen mit einem Lied überzeugt hatte, ihn nicht zu erschießen. Wiktor Wladimirowitsch berichtet auch über die besondere Rolle der Frauen, denen meist die Aufgabe zukam, in Dörfern Lebensmittel zu besorgen.

Die Roma haben gleich zu Beginn des Krieges erfahren, dass die Deutschen sie und die Juden ausrotten wollen. Als die ersten Familien, auch die Frauen, erschossen wurden. Viele Roma flohen in die Sümpfe und Wälder. Die Deutschen hatten Angst, ihnen dorthin zu folgen, und so blieben die Roma am Leben. Aber natürlich mussten sie manchmal ins Dorf, um Lebensmittel zu holen. Sie pflügten die Felder und bekamen dafür Kartoffeln. Oftmals ging nicht der ganze Tabor in die Dörfer, sondern nur einige Frauen. Ein paar von der einen Seite, ein paar von der anderen, damit es nicht so auffiel. Die Dorfbewohner haben die Roma nur sehr selten an die Deutschen verraten. Sie waren meist gutherzig zu den Roma.

Aber wenn die Deutschen sie sahen, dann schossen sie auf die Frauen. Es war ja nicht schwer für die Deutschen, sie an ihrer Kleidung zu erkennen. Und wenn eine Frau im Dorf wahrsagte, wussten die Deutschen, dass irgendwo in der Nähe ein Tabor ist. Und so wurde eines Tages der Tabor meines Onkels festgenommen. Mein Vater erzählte mir davon. Der Tabor war in der Gomeler Region, im Bezirk Kostjukowitschi.

Alle wurden an die Wand gestellt, um sie zu erschießen. Auch seine Frau, sein kleines Kind, seine Eltern, Brüder und Schwestern. Dieser Onkel konnte gut singen. Und er bat einen deutschen Offizier, zum letzten Mal ein Lied singen zu dürfen. Der Offizier erlaubte das. Da mein Onkel sehr klein war, stieg er auf einen Baumstumpf und sang. Dem Offizier hat das gefallen, und er beschloss, das Leben des Onkels zu verschonen. Aber mein Onkel wollte nicht alleine bleiben. Und er hat den Offizier gebeten: »Du hast mir das Leben gerettet, rette noch das Leben einer anderen Person«. Der Offizier antwortete: »Du kannst eine Person aus der ganzen Familie wählen«. Und er wählte seine Frau und das Kind. Die anderen wurden direkt vor seinen Augen erschossen.

Der Onkel bekam später noch weitere Kinder und Enkel. Und jedes Mal, wenn die Familie an Feiertagen zusammenkam, stand mein Onkel auf und sang dieses Lied. Er sang es das ganze Leben, nur an den Feiertagen. Es geht darin um Familie, Freunde und Verwandte. Ich habe ihn selbst singen hören. Deshalb habe ich von allen Erzählungen über den Krieg diese am besten behalten.



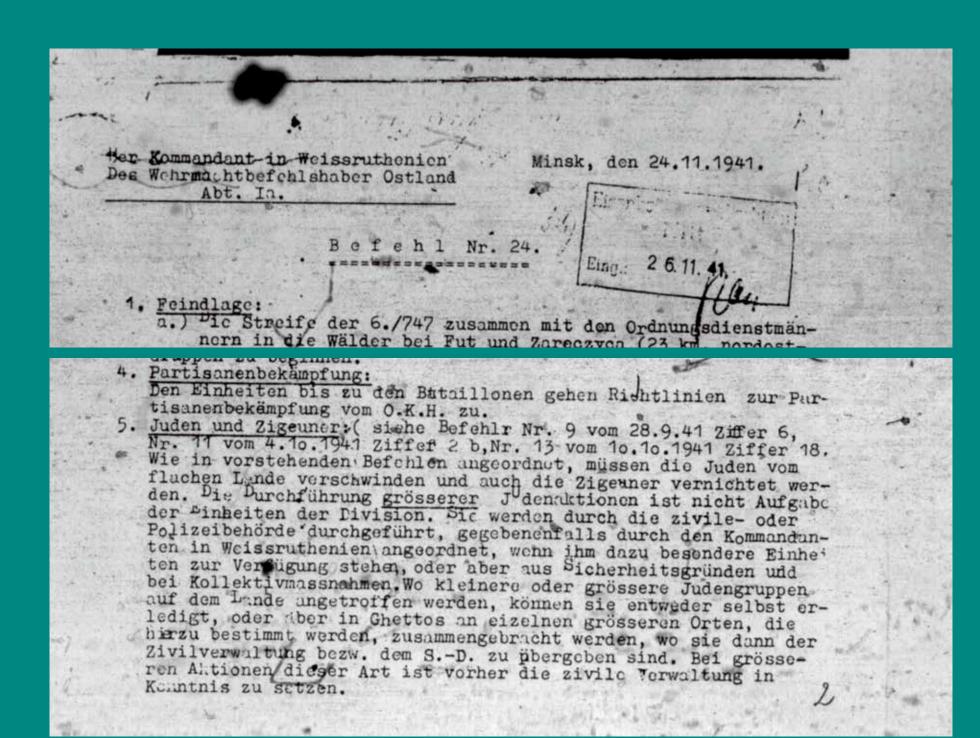
Deutsche Truppen bei einem Einsatz gegen Partisanen, Belarus, 1944.

Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, mit freundlicher Genehmigung

des Belarussischen Staatsarchivs für Dokumentarfilme und Fotografie

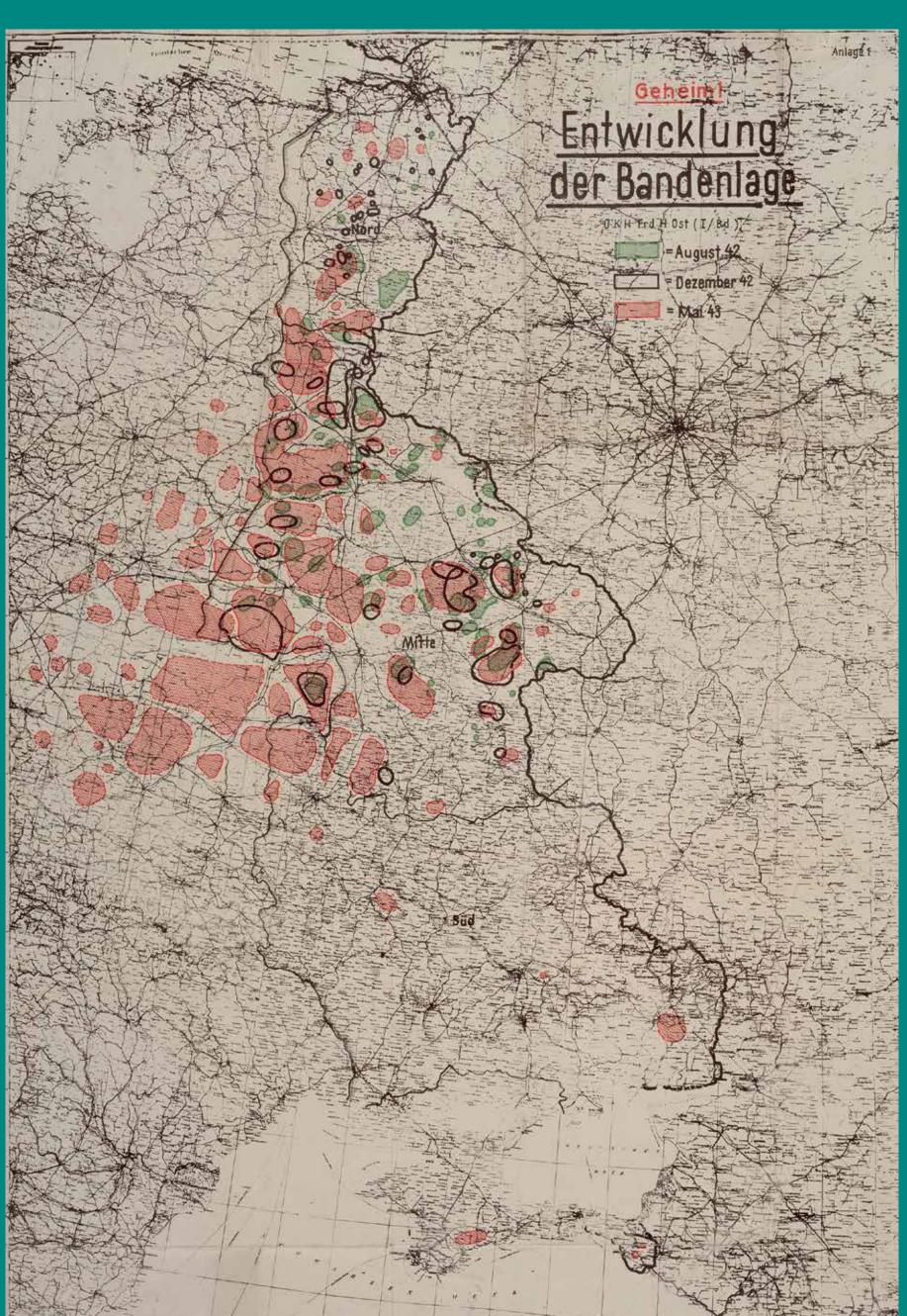


Vater und Großvater von Wiktor Wladimirowitsch wurden beide zur Armee eingezogen. Der Vater diente als Aufklärer, Maschinengewehrschütze und Kanonier, ihm wurden mehrere Orden verliehen.



Einer von zahlreichen Befehlen, in denen neben der Ermordung von Jüdinnen und Juden ausdrücklich auch die Ermordung von Rom:nja gefordert wird.

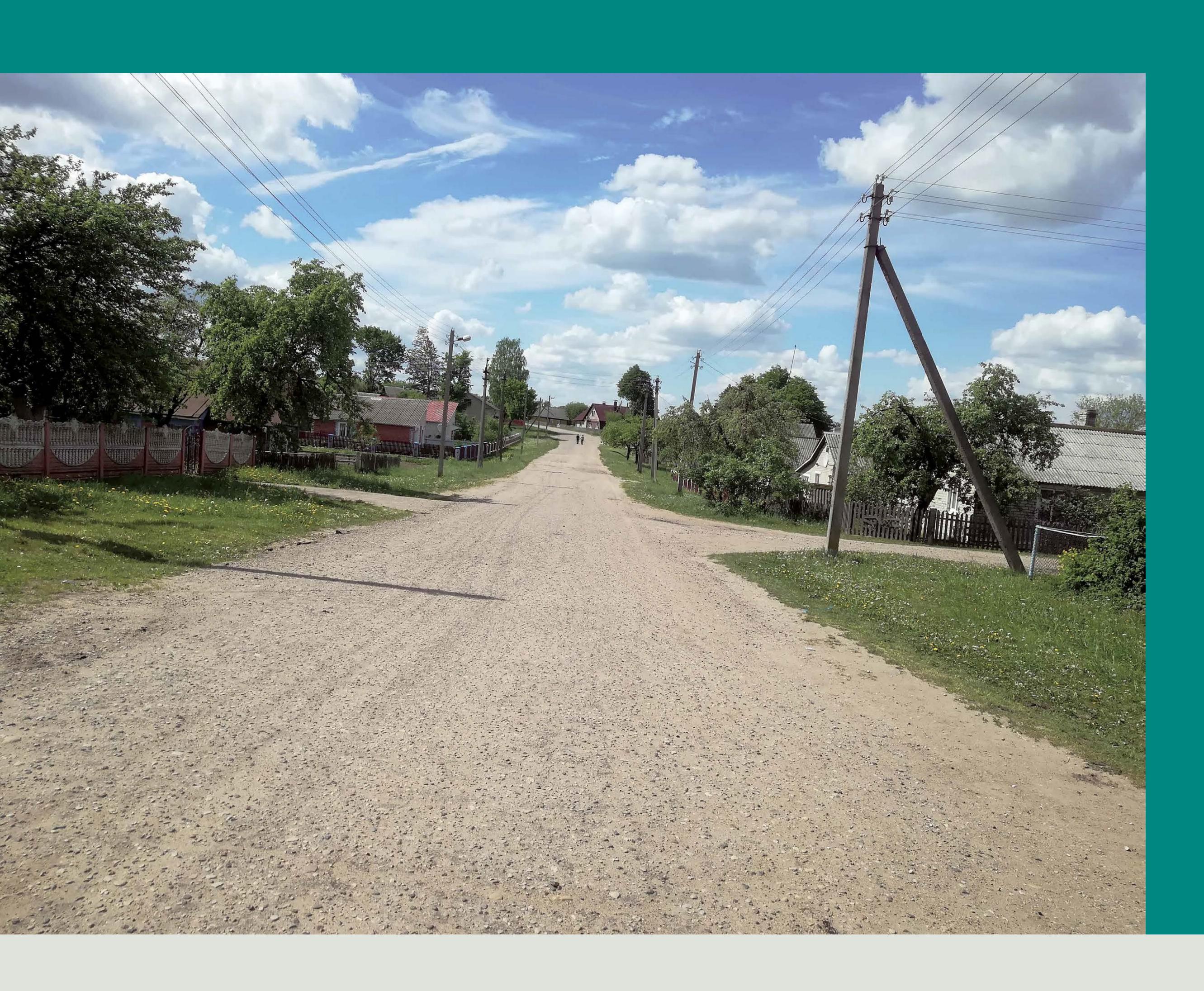
Ouelle: Yad Vashem, Bestand M41, Akte 104

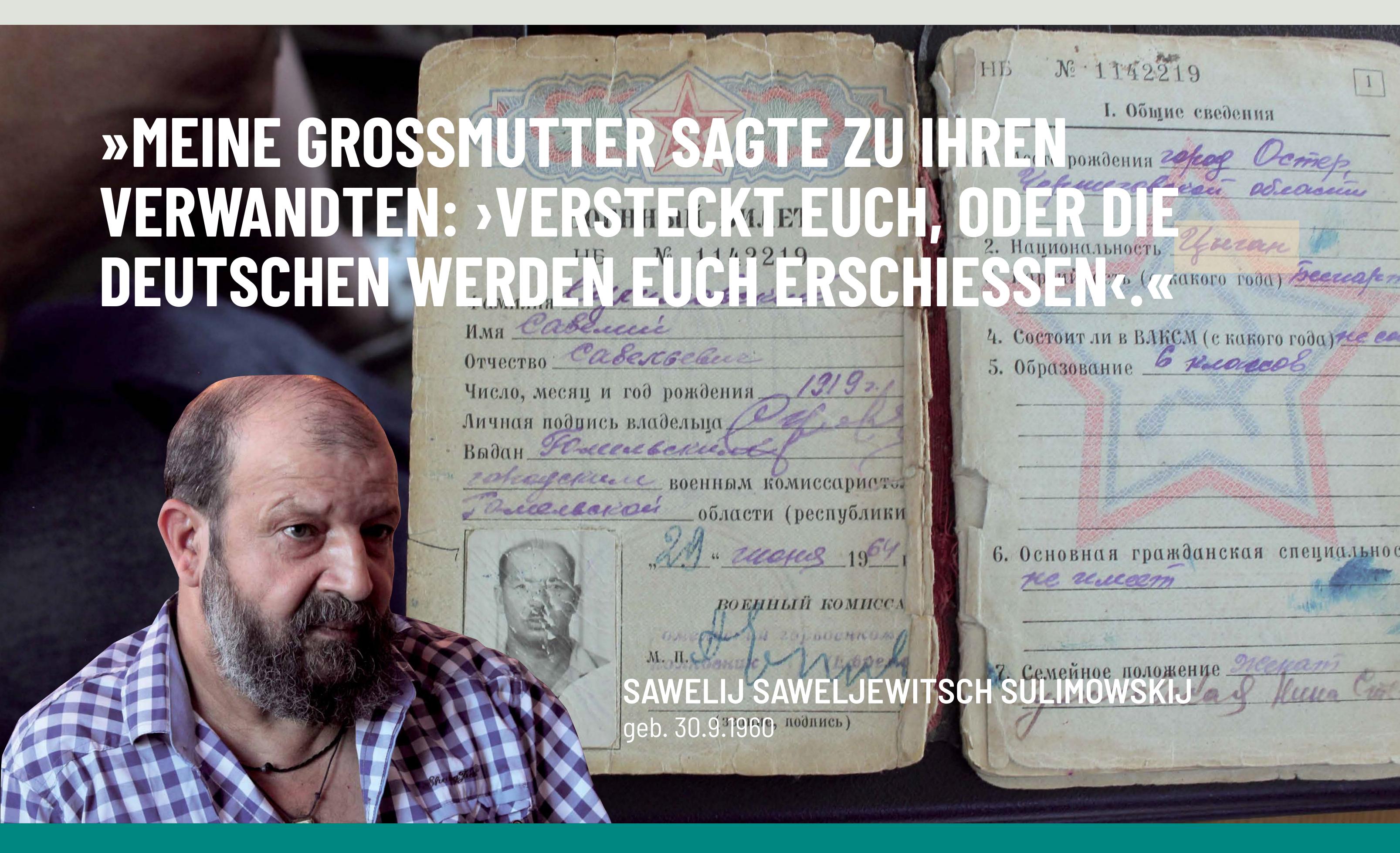


Von den Deutschen erstellte Übersicht über die Tätigkeit von Partisanengruppen zwischen August 1942 und Mai 1943.

Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, mit freundlicher Genehmigung

der National Archives and Records Administration, College Park





Die Eltern von Sawelij Saweljewitsch Sulimowskij überlebten beide den Krieg – der eine als Rotarmist, der 1945 in Deutschland eine Rom:nja-Familie besuchte, die andere als Zwangs-arbeiterin in einem Lager. Aus Sawelij Saweljewitschs Bericht geht auch hervor, dass manche Rom:nja die Gefahr durch die Deutschen nicht ahnten: Seine im Untergrund kämpfende Großmutter versuchte vergeblich, einen Tabor zur Flucht zu bewegen, und wurde schließlich selbst erschossen.

Mein Vater war eine echte Seltenheit. Er entstammte einer adligen Familie, er hatte das Gymnasium abgeschlossen. Mein Großvater hatte einen großen Hof im Dorf Ostjor, in der Region Tschernihiw, heute gehört das zur Ukraine. Ihm gehörte fast die Hälfte des Dorfes. 1936 wurde er entkulakisiert [als sog. Kulak enteignet, Anm. Projektteam]. Und meine Oma war die Kolchosvorsitzende im Ort Losowaja.

1939 wurde mein Vater zur Armee einberufen. Er war an der Schlacht im Kursker Bogen, in der Tschechoslowakei und kam bis nach Deutschland. Zuletzt diente er als Feldwebel. Von dort hat er mir eine Geschichte erzählt: Es war Ostern 1945, und der Kommandeur hatte irgendwelche Kontakte zu deutschen Roma. Er war selbst zur Hälfte Rom. Und mein Vater hat darum gebeten, zu diesen Roma gehen zu dürfen. »Es ist gefährlich, hast du keine Angst?« wurde er gefragt. Er hat geantwortet, dass er nichts zu fürchten habe. Der Kommandeur hat die Verantwortung übernommen und ihn gehen lassen.

Als er das Haus der Roma betrat, waren die ganz erschrocken. Er hatte ja eine Uniform an. Dann hat er sich vorgestellt und fing an, auf Romanes zu reden und ihnen zu Ostern zu gratulieren. Da haben sie sich beruhigt und ihn freundlich begrüßt. Am Ende lag er ihnen so am Herzen, dass sie ihn gar nicht mehr gehen lassen wollten. »Bleib bei uns«, meinten sie. Aber er: »Wie kann ich denn bleiben, ich bin doch Soldat.«

Mein Vater kam erst 1946 wieder nach Hause. Aber dort war kaum noch einer am Leben geblieben. Die Familie bestand aus 300 Menschen. Meine Großmutter Marija war ja Kommunistin. Die Deutschen suchten nach ihr, und sie kämpfte weiter im Untergrund. Zu ihren Verwandten sagte sie: »Versteckt Euch, oder die Deutschen werden Euch erschießen.« Aber man hat ihr geantwortet: »Marija, aber sie haben ja den Russen nichts getan, wieso sollten sie uns etwas antun?« Sie erklärte ihnen: »Ihr seid Roma, ihr solltet fliehen!« Aber man hat ihr nicht geglaubt. Und dann kamen die Deutschen, wie zur Treibjagd.

Aus ihrem Versteck sah sie, wie ihre Familie zum Erschießen geführt wurde. Das hat sie nicht ausgehalten, sie ist aufgesprungen und zu ihnen gelaufen. Sie wurde an Ort und Stelle erschossen. Auch die anderen Verwandten wurden erschossen, entweder gleich dort, oder sie wurden nach Babyn Jar gebracht und dort erschossen.

Meine Mutter überlebte den Krieg gemeinsam mit ihrem Vater im Lager, in der Nähe von Gomel. Dort musste sie Zwangsarbeit leisten. Sie war damals erst 10 oder 11 Jahre alt. Sie wurden aufgegriffen und sollten erschossen werden. Die Deutschen erkannten sie ja leicht am Aussehen. Wenn Du so dunkel bist, bist Du entweder Jude oder Rom [schmunzelt, Anm. Projektteam]. Aber in letzter Minute verschonte man sie. In dem Lager blieben sie ungefähr ein Jahr lang.

Dio Aufrabe der mir unterstellten Verbände ist, die Benditen anzugreifen und zu vernichten. Als Feind ist enzuschen, jeder Bendit, Jude, Zigeuner und Bendenvordächtige. Soweit Gefengene gemecht werten, sind sie zunächst zwecks Vernehrung durch den SD sieher zu stellen.

Из приказа фон Готтберга от 7.XII 1942 г. относительно операции «Гамбург», проведенной в районе г. Слонима:

«2] Задача:
Врагом следует считать каждого бандита, еврея, цыгана и подозрительных лиц...»
«Отдельные подразделения боевой группы Готтберга по пути следования к линин [вечер 12.XII] имеют право безжалостно расправляться с лицами и деревиями, благосклонно относящимися к врагу»

Befehl des SS- und Polizeiführers im Generalbezirk »Weißruthenien« und Führers der »Kampfgruppe Gottberg«, Curt von Gottberg, vom 7.12.1942 zur Durchführung der Antipartisanen-Aktion mit dem Codenamen »Hamburg«. In dieser, wie auch in unzähligen anderen Aktionen dieser Art, wurden Tausende von Zivilist:innen ermordet.



Quelle: Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, Minsk



Die Großeltern von Sawelij Saweljewitsch





ROM:NJA IN BELARUS VOR DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Erstmals erwähnt wurden Rom:nja in einem Schreiben des litauischen Großfürsten Alexander, der 1501 auf die »althergebrachten Rechte« der Rom:nja hinwies: Das Recht, innerhalb des Staates zu wandern. Bei dieser Toleranz blieb es allerdings nicht. Im Lauf der Jahrhunderte übten die verschiedenen Mächte – die polnisch-litauische Union, das zaristische Russland und die Sowjetmacht – Druck auf Rom:nja aus, sesshaft zu werden.

Die Mehrheit der Rom:nja hielt jedoch an einem seminomadischen Lebensstil fest: Im Sommer wurde gewandert. Dabei waren die Rom:nja in sogenannten »Tabors« organisiert, Gruppen von bis zu 50 Mitgliedern aus mehreren Familien, die auf Pferdewagen ihr gesamtes Hab und Gut mitnahmen. Übernachtet wurde in den Wagen bzw. in Zelten. Die Männer handelten mit Pferden und verstanden sich auf deren Behandlung, teilweise züchteten sie auch Pferde. Frauen boten häufig ihre Dienste als Wahrsagerinnen – und Übermittlerinnen von Neuigkeiten – an, außerdem kannten sie sich meist mit Heilkräutern aus. Auch Musik und Schaustellerei gehörten zu den Angeboten der Rom:nja, mit denen sie elementare Bedürfnisse der Dörfer erfüllten, in deren Nähe sie ihr Lager aufschlugen. In der Regel waren die Routen immer die gleichen.

Im Winter wurde Quartier in Dörfern genommen. Statt Miete zu zahlen halfen Rom:nja auf dem Hof und stellten ihre Pferde zur Verfügung. Im Winter waren Rom:nja nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell in das Leben der Mehrheitsgesellschaft eingebunden. Davon zeugt ihre Beteiligung an saisonalen Festen. Interethnische Ehen waren keine Seltenheit, slawische Waisenkinder wurden häufig von Rom:nja adoptiert.

Gleichzeitig gab es auch zahlreiche gegenseitige Klischees.

Die belarussische Historikerin und Ethnologin Volha Bartash schreibt, dass Rom:nja die Bäuerinnen und Bauern häufig als Geizhälse ansahen, während diese Rom:nja vorwarfen, areligiös zu sein und beim Handeln die Bäuerinnen und Bauern auszutricksen.
Rom:nja und Nicht-Rom:nja waren sich fremd und vertraut zugleich – wie sich dieses widersprüchliche Verhältnis konkret ausgestaltete, konnte sich während der deutschen Besetzung als überlebensrelevant erweisen.

Die sozioökonomische Umgestaltung der sowjetischen Gesellschaft übte in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg einen erheblichen Anpassungsdruck auf die nomadische Lebensweise aus, weil diese wirtschaftlich auf die dörfliche Gemeinschaft, nicht aber auf Großkolchosen und Fabriken ausgerichtet war. Dennoch scheiterten auch die sowjetischen Versuche der Sesshaftmachung weitgehend. Es wurden zwar einige Rom:nja-Genossenschaften und -Kolchosen gegründet, um, wie die Propaganda es darstellte, »rückständige« Rom:nja in produktive sowjetische Bürger:innen zu verwandeln. Dem Historiker Martin Holler zufolge wurden aber überwiegend jene Rom:nja darin organisiert, die ohnehin schon sesshaft gewesen waren. Die kulturelle Förderung der Rom:nja – Einführung eines Romanes-Alphabets auf Kyrillisch, Rom:nja-Schulen usw. – war nur kurzlebig. Von den Stalinschen Repressionen waren auch Rom:nja betroffen, sowohl sesshafte Landbesitzer als auch insbesondere nomadische Rom:nja ausländischer Nationalität, die vielfach nach Sibirien deportiert wurden.

Wie viele Rom:nja vor dem Einmarsch der Wehrmacht in Belarus lebten, kann nicht seriös geschätzt werden.

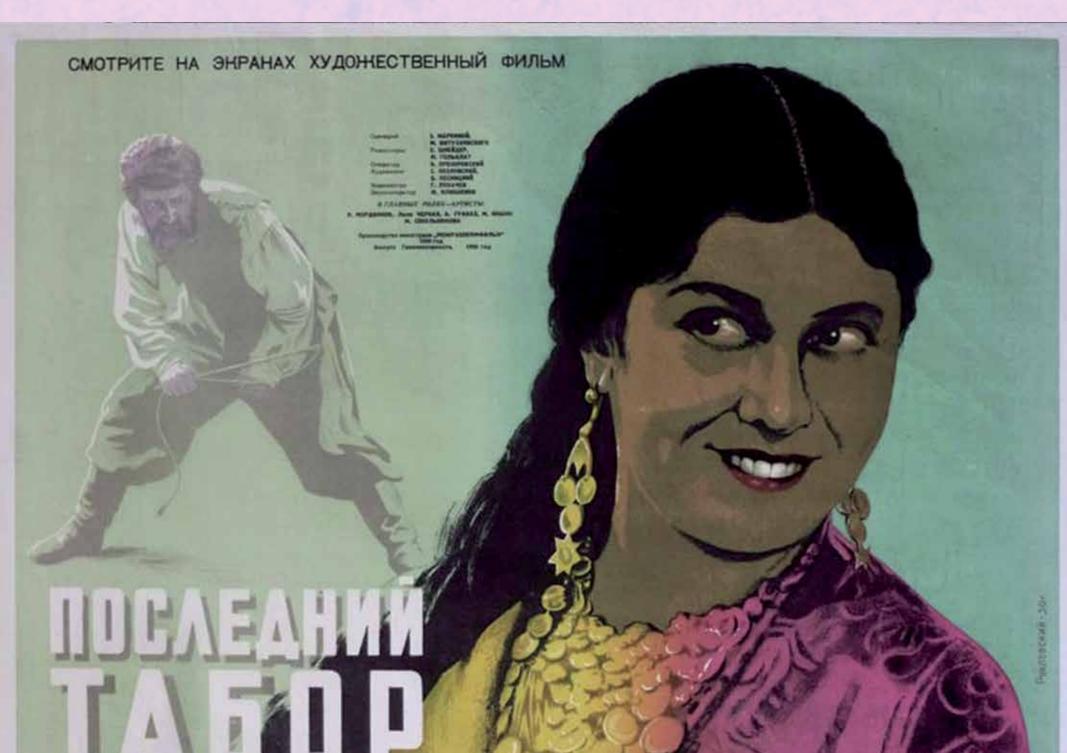
erheblichen Unterschieden in Tradition, Sprache und Lebensführung.

Die Volkszählung vom Januar 1939 erfasste 3632 Rom:nja. Manche Rom:nja ließen sich allerdings mit russischer, belarussischer oder ukrainischer Volkszugehörigkeit registrieren. Zudem ist die Zahl der Rom:nja (»Polska Roma«) in den ostpolnischen Gebieten, die im September 1939 an die Belarussische Sowjetrepublik angeschlossen wurden, unbekannt. Die meisten von ihnen pflegten ebenfalls eine seminomadische Lebensweise. Generell waren und sind Rom:nja auch in Belarus keine homogene kulturelle Gruppe, sondern gliedern sich in mehrere Gruppen auf, mit

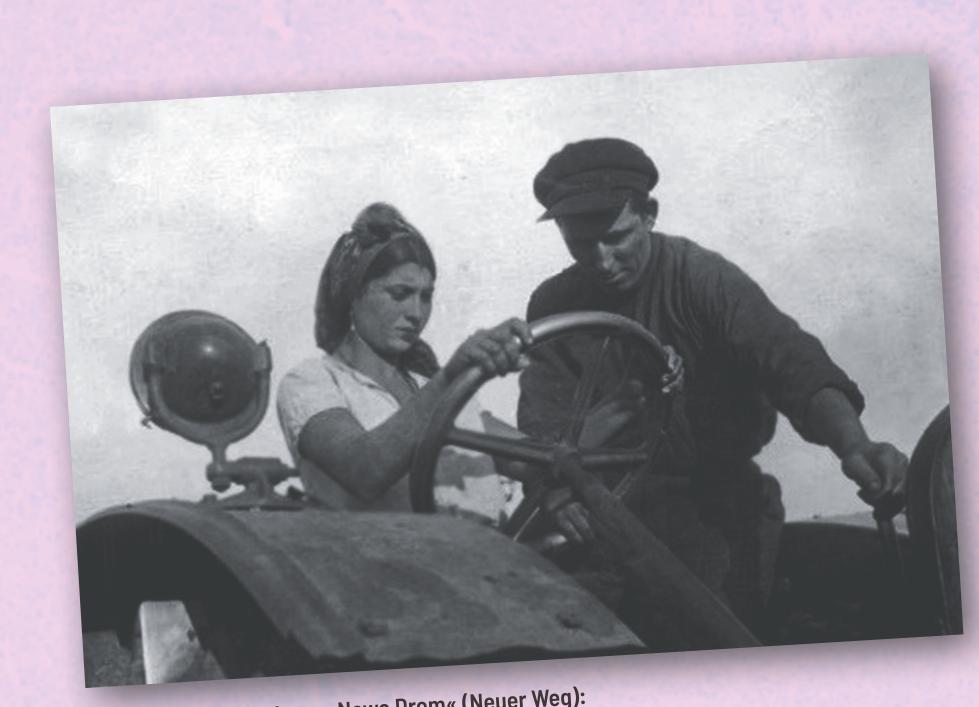


Titelbild der romanessprachigen Zeitschrift »Newo Drom«
(Neuer Weg), 1930. Ein erheblicher Teil der Zeitschrift
bestand aus der Übersetzung von Propagandaartikeln aus
dem Russischen ins kyrillische Romanes. Die Publikation

romanessprachiger Literatur wurde 1939 eingestellt.



Plakat des Tonspielfilms »Der letzte Tabor« (Mosfilm 1935). Der Film pries den Willen der Rom:nja zur Integration in die Kolchoseordnung.



Roma-Kolchose »Nowa Drom« (Neuer Weg):

Eine Romni am Steuer eines Traktors, 1936 (Russland)

Quelle: Staatliches zentrales Museum für zeitgenössische Geschichte Russlands

Eine Gruppe von Rom:nja besucht Alphabetisierungskurse in Charkiw (Ukraine), 1934.

Quelle: Zentralstaatliches Film-, Foto und Tonarchiv der Ukraine G. S. Pschenytschnyi









Bei jeder Inf .- und Pi,-Kompanie ist eine Ski-Abteilung in Stär-TO Sold Wesc geleitet und wird durch Bekanntgabe in den besonderen Anordnun-Je Justungen schon vorhanden oder zuge-Gruppen zu beginnen. 4. Partisanenbekämpfung: Den Einheiten bis zu den Bataillonen gehen Richtlinien zur Partisanenbekëmpfung vom O.K.H. zu. 5. Juden und Zigeuner: (siehe Befehlr Nr. 9 vom 28.9.41 Ziffer 6, Nr. 11 vom 4.10.1941 Ziffef 2 b, Nr. 13 vom 10.10.1941 Ziffer 18. Wie in vorstehenden Befehlen angeordnet, müssen die Juden vom flachen Lande verschwinden und auch die Zigeuner vernichtet werden. Die Durchführung grösserer der Pinheiten der Division. Dic Rückwärtiges Gebiet der 3. Panzerarmee (ab 1942) Polizeibehörde durchgeführt, geg ten in Weissruthenien angeordnet ten zur Verfügung stehen, oder ab (ab 27.7.1941) bei Kollektivmassnahmen. Wo klein Witebsk O REICHSKOMMISSARIAT auf dem Lande angetroffen werden Kaunas ledigt, oder iber in Ghettos an Smolensk OSTLAND Orscha⁽ OKönigsberg WilnaO hierzu bestimmt werden, zusammeng ○Wilejka Rückwärtiges Heeresebiet Mitte Zivilverwaltung bezw. dem S.-D. OBorissow OSTPREUSSEN ren Altionen dieser Art ist vorh **DEUTSCHES** OMinsk: Komtnis zu setzen. REICH GENERALKOMMISSARIAT: Nowogrodek Baranowitschi Bobruisk Bialystok O Sluzk BEZIRK BIALYSTOK (ab 1.8.1941) ○ Gomel OWarschau | O Pinsk \(\text{Brest}\) Die deutschen Besatzer haben in Belarus mindestens GENERAL-GENERALKOMMISSARIAT WOLHYNIEN KOMMISSARIAT 3000 Rom:nja ermordet – diese Zahl nennt der Historiker Tschernigow SHITOMIR und PODOLIEN Christian Gerlach als Ergebnis seiner Forschungen. (ab 20.10.1941) (ab 1.9.1941) Die genaue Zahl ist mit Sicherheit viel höher, wird sich aber O Radom OLublin REICHSKOMMISSARIAT kaum jemals exakt bestimmen lassen: Zu unpräzise sind UKRAINE die von den Deutschen selbst angefertigten Unterlagen, zu GENERAL-

GOUVERNEMENT

Belarus war unter deutscher Besetzung kein einheitliches Verwaltungsgebiet, sondern aufgeteilt in sechs verschiedene Besatzungszonen. Die größten waren das rückwärtige Heeresgebiet (unter Militärverwaltung) und das Generalkommissariat Weißruthenien, das wiederum einen Teil des Reichskommissariates Ostland darstellte.

unvollständig wurden die sowjetischen Untersuchungs-

berichte ausgewertet, zu selten Zeitzeug:innen befragt.

lager verschleppt und fast alle dort ermordet wurden.

Zu den in Belarus Ermordeten kommen noch einige Hundert

Rom:nja, die nach Auschwitz oder in andere Konzentrations-

Eine zentrale Anweisung aus Berlin, alle Rom:nja zu töten, ist nicht überliefert. Allerdings haben Wehrmachtsbefehlshaber ebenso wie die Zivilverwaltung bereits zu Beginn der Besetzung mehrfach die Ermordung der nomadisch lebenden Rom:nja angeordnet.

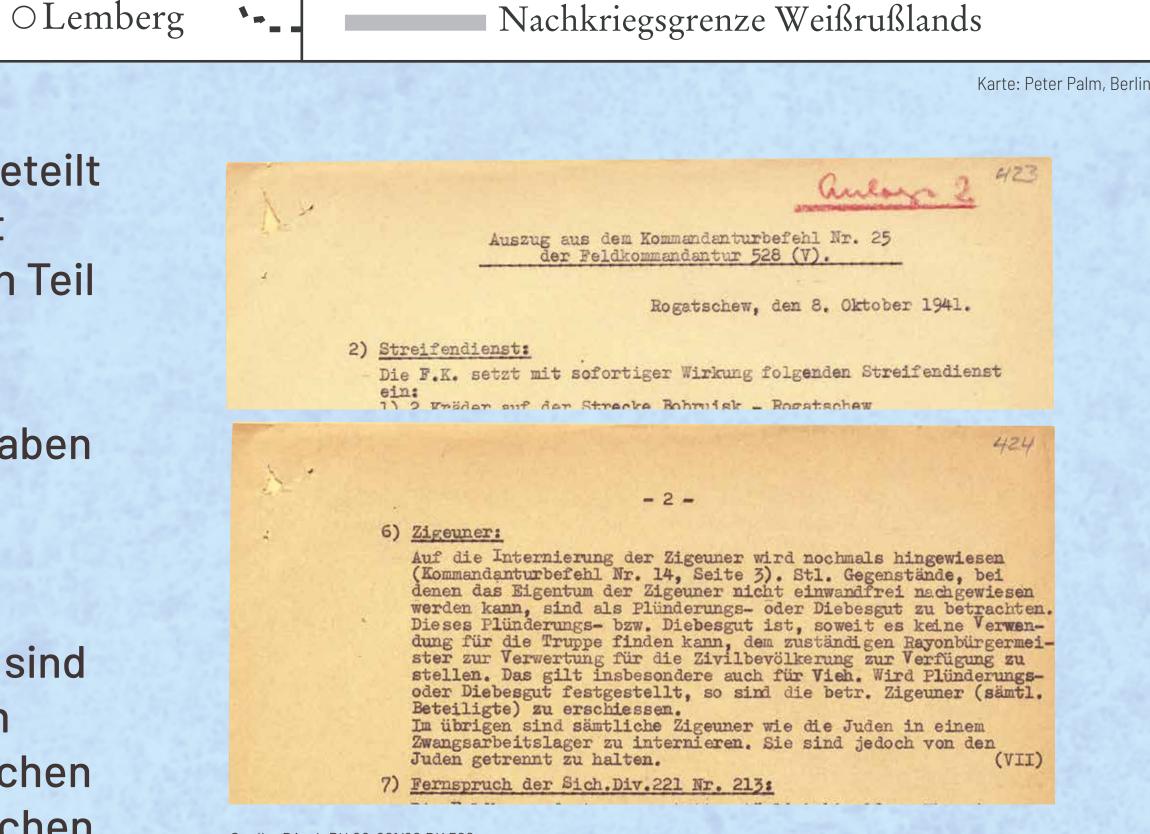
Der Wehrmachtsbefehlshaber in »Weißruthenien« verfügte am 10. Oktober 1941: »Zigeuner sind bei Aufgreifen sofort an Ort und Stelle zu erschießen.« Dieser Befehl wurde wenige Wochen später bekräftigt: »...wie in vorstehenden Befehlen angeordnet, müssen die Juden vom flachen Lande verschwinden und auch die Zigeuner vernichtet werden.« Nach Übergabe des westlichen Teils des besetzten Gebietes an die Zivilverwaltung bestätigte der neue »Reichskommissar für das Ostland«, Heinrich Lohse, »die im Lande umherirrenden Zigeuner« sollten »in der Behandlung den Juden gleichgestellt werden.«

Die ersten Morde durch die Einsatzgruppen (bestehend aus dem Sicherheitsdienst der SS und Polizeiangehörigen) sind für Spätsommer 1941 nachgewiesen. Aber auch Einheiten der Wehrmacht begannen im Herbst 1941 damit, Rom:nja zu erschießen oder sie den Einsatzgruppen zu überstellen.

Dem Historiker Martin Holler zufolge begann 1942 die systematische Vernichtung der Rom:nja, sowohl im Gebiet der Militärverwaltung als auch den »zivil« verwalteten Besatzungsgebieten.

Im Gebiet der Zivilverwaltung wurden die Morde in der Regel von der deutschen Gendarmerie durchgeführt, teilweise mit Hilfe »weißruthenischer« Polizeikräfte oder auch litauischer und lettischer Einheiten. In manchen Ortschaften wurden Rom:nja an den gleichen Orten umgebracht wie die jüdische Bevölkerung, meist nach dieser, manchmal vor ihr. Im Ghetto Gorodischtsche wurden rund 100 Rom:nja im gleichen Ghetto zusammen mit Jüdinnen und Juden eingesperrt. Im November 1941 wurden die Erwachsenen erschossen, die Kinder erschlagen.

Die Deutschen stellten die Rom:nja pauschal als Partisanenhelfer:innen, bezichtigten sie der Spionage oder bezeichneten sie als »unzuverlässige Elemente«. Der rassistische Charakter der Morde erweist sich allerdings schon dadurch, dass meist alle Mitglieder eines Tabors, selbst Kinder, erschossen wurden. Hingegen kam es vor, dass Angehörige mit slawischem Hintergrund verschont blieben.



1941 bis 1943/44

- - Grenzen deutscher Verwaltungsgebiete

Quelle: BArch RH 26-221/22 DK 528

Erinnerungen jüdischer Überlebender an ein Massaker an rund 100 Rom:nja in Glubokie, Dezember 1941

»Die Roma in der Umgebung litten genauso wie die Juden. Nicht für irgendwelche Vergehen, sondern einfach nur, weil sie Roma waren. Sie wurden ebenfalls Ende 1941 vernichtet. Die örtliche Polizei fand sie in der Umgebung, in den benachbarten Wäldern und Dörfern, brachte sie in die Stadt und tötete sie. Im Dezember 1941 brachten sie eine Gruppe von 100 Roma. Vor der Erschießung wurden sie nackt ausgezogen und mussten eine Zeitlang in der bitteren Kälte stehen. Ihre Kinder wurden nackt aufs Eis gesetzt. Sie liefen blau an. Ihre Gesichter erfroren, so dass sie nicht weinen konnten. Sie wurden ganz steif vor Kälte. Die meisten starben schon bald. Andere Kinder hielten länger durch, aber das verlängerte nur ihre Schmerzen.

Die Eltern der Kinder, vor allem die Mütter, schrien und jammerten, sie flehten das Todeskommando an, die Kinder zu erschießen, damit sie nicht länger ansehen mussten, wie sie nackt im Schnee liegen und leiden. Nachdem die Deutschen sich daran erfreut hatten, ihre Opfer zu verspotten, trieben sie die Roma in den Wald. Sie waren nackt und mussten ihre gefrorenen, toten Kinder mit sich ziehen. Dort, an den offenen Gruben, befahlen die Mörder ihnen zu singen, zu tanzen, zu springen, zu klatschen usw. Während sie so auftraten, wurden sie mit Peitschen geschlagen...

Quelle: The Destruction of Globokie (Hlybokaye, Belarus). Translation of Khurbn Glubok / Eds. M. and



Bei jeder Inf .- und Pi,-Kompanie ist eine Ski-Abteilung in Star-GENERAL STATE OF STAT spiele stangen schon vorhanden oder zuge-sbildung und Zusammenstellung der ski-Gruppen zu beginnen. 4. Partisanenbekämpfung: Den Einheiten bis zu den Bataillonen gehen Richtlinien zur Partisanenbekëmpfung vom O.K.H. zu. 5. Juden und Zigeuner: (siehe Befehlr Nr. 9 vom 28.9.41 Ziffer 6, Nr. 11 vom 4.10.1941 Ziffef 2 b, Nr. 13 vom 10.10.1941 Ziffer 18. Wie in vorstehenden Befehlen angeordnut, müssen die Juden vom fluchen Lande verschwinden und auch die Zigeuner vernichtet werden. Die Durchführung grösserer J'denaktionen ist nicht Aufgabe

der Pinheiten der Division. Die werden durch die zivile- oder

ten zur Verfügung stehen, oder aber aus Sicherheitsgründen und

ledigt, oder iber in Ghettos an eizelnen grösseren Orten, die

Polizeibehörde durchgeführt, gegebenenfalls durch den Kommandan-

ten in Weissruthenien angeordnet, wenn ihm dazu besondere Einhei

bei Kollektivmassnahmen. Wo kleinere oder grössere Judengruppen

hierzu bestimmt werden, zusammengebracht werden, wo sie dann der

Zivilverwaltung bezw. dem S.-D. zu pbergeben sind. Bei grösse-

ren Altionen dieser Art ist vorher die zivilc Terwaltung in

auf dem Lande angetroffen werden, können sie entweder selbst er-

In einem Lagebericht leitender Feldpolizeidirektoren vom 25. 8. 1942 an alle Heeresgruppen werden diese Massenmorde an Unschuldigen offen gefordert: »Würde nur ein Teil dieser Zigeuner bestraft werden, die als Helfer von Freischärlern verdächtigt werden oder überführt worden sind, dann würden sich die anderen nur noch feindseliger gegenüber den deutschen Truppen verhalten und die Unterstützung der Freischärler erheblich zunehmen. Daher ist es notwendig, diese Banden schonungslos auszumerzen.«

Komtnis zu setzen.

Soweit die Deutschen ihre Mordaktionen erfassten, wurden oftmals nur sehr allgemeine Angaben zu den Opfern gemacht. Wenn etwa die Einsatzgruppe B im Oktober 1941 die »Sonderbehandlung« von 812 Personen meldete, die sie als »rassisch und geistig minderwertige Elemente« bezeichnete, oder als »Saboteure und Plünderer«, ist anzunehmen, dass unter diesen Opfern auch Rom:nja waren; ebenso, wenn die Erschießung »ortsfremder« Personen berichtet wird.

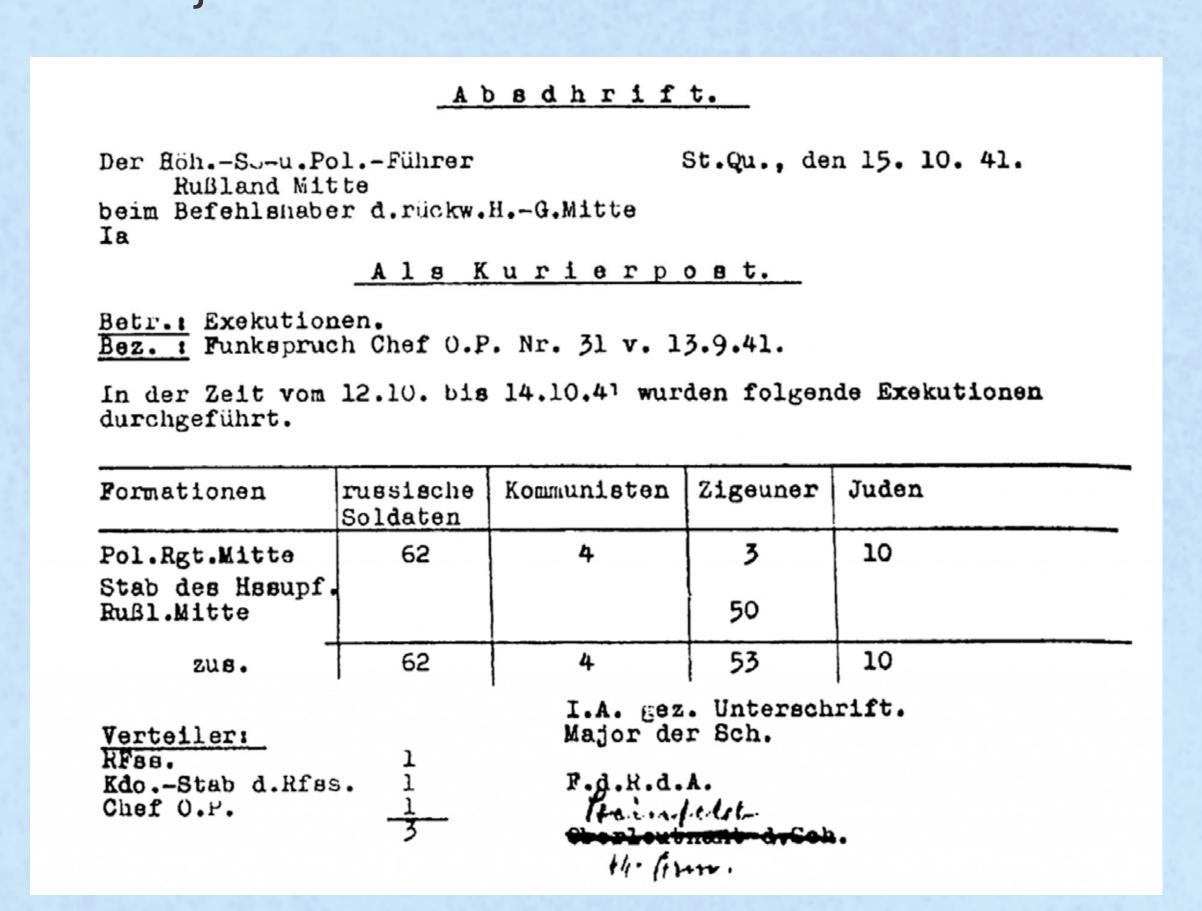
Zahlreiche Überlebenden-Berichte deuten darauf hin, dass Deutsche bei der Ermordung von Rom:nja eine besondere Brutalität an den Tag legten: Frauen wurden vor den Augen ihrer Angehörigen vergewaltigt, Eltern mussten die Ermordung ihrer Kinder ansehen, Jugendliche mussten neben den Leichnamen ihrer Eltern singen und tanzen. Manche Rom:nja interpretieren dies als Versuch, nicht nur das Leben einzelner Rom:nja, sondern ihre ganze Kultur zu zerstören.

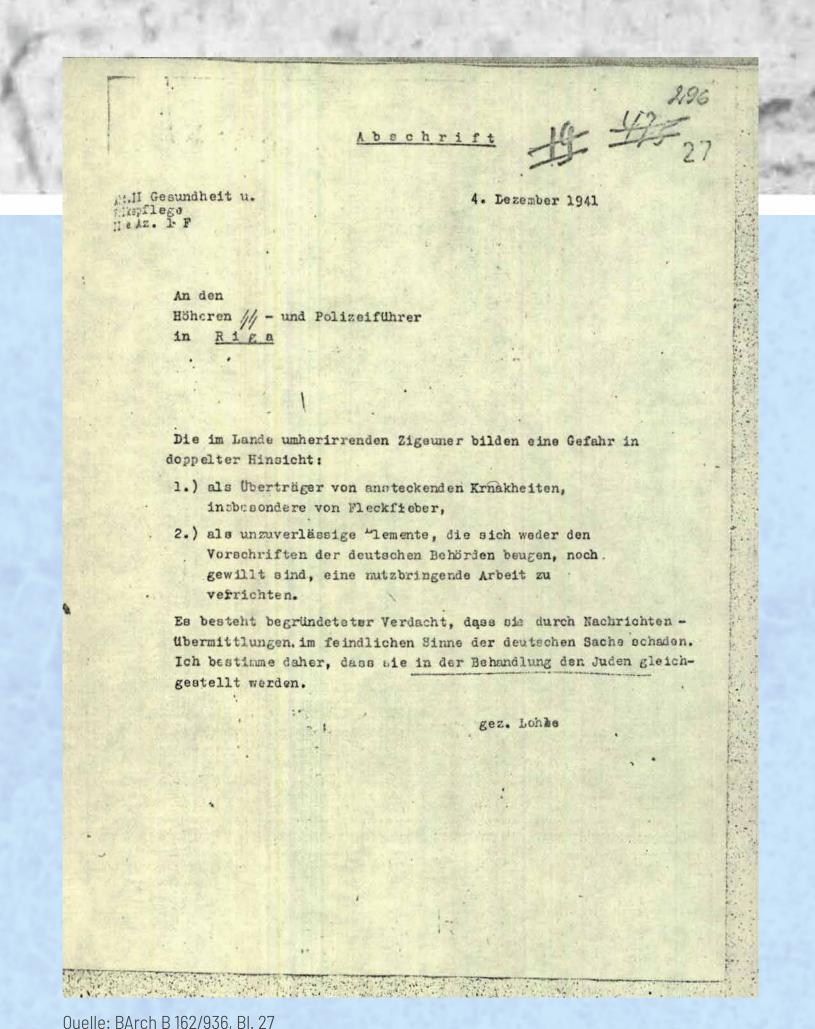
Zu den bis heute offenen Forschungsfragen gehört, inwiefern die deutschen Besatzer einen Unterschied zwischen nomadisch lebenden und sesshaften Rom:nja gemacht haben. Sowohl in der Besatzungsverwaltung als auch innerhalb der Nazi-Führung war man sich in dieser Frage uneins. Ein Befehl des Militärbefehlshabers der Heeresgruppe Nord vom 21. 11. 1941 sah beispielsweise vor, »herumziehende Zigeuner dem nächsten Einsatzkommando der SS zuzuführen«, hingegen »sesshafte Zigeuner, die bereits 2 Jahre an ihrem Aufenthaltsort« wohnten und als »politisch und kriminell unverdächtig« eingestuft sind, dort zu »belassen«. Der Historiker Martin Holler schreibt dazu: »Inwieweit in der Praxis tatsächlich zwischen so genannten herumtreibenden und sesshaften Zigeunern unterschieden wurde und welches Ausmaß die Vernichtung erreichte, lässt sich durch die spärlich überlieferten deutschen Quellen kaum nachvollziehen.«

Sicher ist jedenfalls, dass sesshafte Rom:nja keineswegs generell verschont wurden. Dies zeigen auch Beispiele aus den - besser erforschten - Besatzungsbereichen in Russland und der Ukraine, wo sesshafte Rom:nja systematisch aufgespürt und ermordet wurden. In Belarus gibt es zu dieser Frage bislang nur wenige Untersuchungen. Es sind aber mehrere Fälle bekannt auch Zeitzeug:innen berichteten uns darüber - in denen auch sesshafte Rom:nja von den Deutschen festgenommen und ermordet wurden. Die Überlebende Galina Iwanowna sprach davon, es habe nahe Oschmjany eine Revision der Pässe der örtlichen Bevölkerung gegeben. In den Dokumenten war damals die ethnische Zugehörigkeit der Inhaber ausgewiesen. Infolge der Maßnahme seien 43 sesshafte Rom:nja sowie ein Jude erschossen worden.

Schreiben des Höheren SS- und Polizeiführers Rußland-Mitte vom 15. Oktober 1941: »Betrifft: Exekutionen«. Quelle: Militärhistorisches Archiv Prag, Bestand Kommandostab

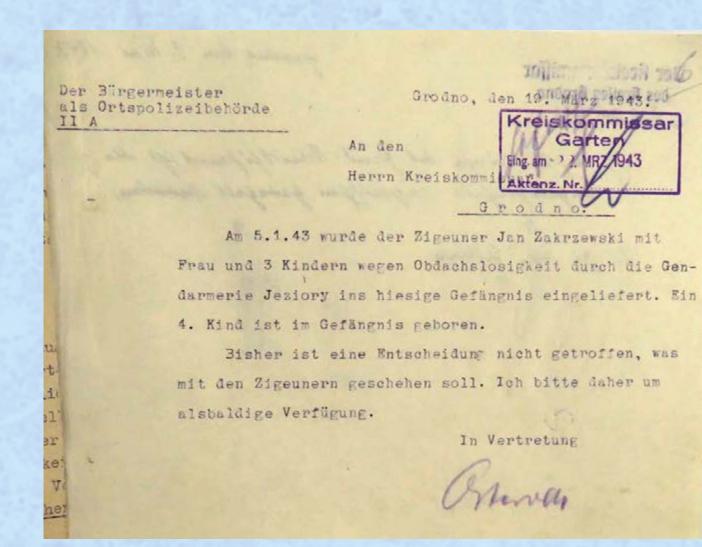
»Reichsführer SS«, Karton 2, Inv. Nr. 5





steuern, ist Mogilew dazu übergegangen, Jugendliche in Waisenhäusern unterzubringen und sie zum Schulbesuch anzuhalten. IV. Sonderbehandelt wurdem vom: Bonderkommando 7 a 54 Zigeuner. 21 Banditen. 10 Kommunisten 3 Kriminelle Geisteskranker 46 Zigeuner, 3 Kommunisten 13 Geisteskranke. Sonderkommando 7 b 90 Zigeuner, 101 Banditen, 19 Kommunisten, 9 asoziale u.Geisteskranke. Sonderkammando 7 o 3 Zigenner, 70 Banditen, 25 Kommunisten, 8 Kriminelle, 5 Geisteskranke. Einsatzkommando 8 10 Zigeuner u.Ascziale 79 Banditen, 1 Kommunist, 10 Kriminelle. Einsatzkommando 9 98 Zigeuner, 43 Banditen, 3 Kommunisten, 12 Asoziale u.Kriminelle. Trupp Smolensk

Eine Mordbilanz: Aus dem Tätigkeits- und Lagebericht der Einsatzgruppe B vom 1. - 15. 9. 1942. Quelle: Nationalarchiv der Republik Belarus, Bestand 655, Findbuch 1, Akte 3, Seite 196

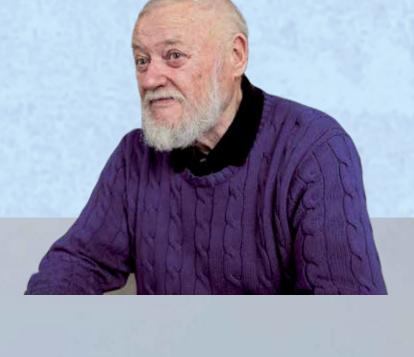


Quelle: Staatliches Archiv der Oblast Grodno, Bestand 1, Findbuch 1, Akte 271, Seite 6 https://gagr.by

Am Stadtrand von Minsk, bei Drosdy, wurde kurz nach dem Einmarsch der Wehrmacht ein Internierungslager errichtet, in dem bis zu 40.000 Zivilist:innen und 100.000 Kriegsgefangene auf freiem Feld gefangen gehalten wurden. Es ist bekannt, dass etwa 10.000 von ihnen von der Einsatzgruppe B erschossen wurden, darunter hauptsächlich Jüdinnen und Juden, aber auch Inhaber bestimmter Berufe, Kommunist:innen, und sogenannte Intelligenzler.

Der jüdische Zeitzeuge Jewgenij Aleksejewitsch Chrol, der als Kind mit seiner Schwester und Großmutter ins KZ Mauthausen verschleppt worden war, beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit dem Genozid an Rom:nja. Er berichtete uns, dass in Drosdy auch 400 Rom:nja, Angehörige mehrerer von den Deutschen aufgegriffener Tabors, interniert gewesen seien: »Sie waren erschöpft, sie hatten Hunger und Durst. Der Fluss Swislotsch floss in der Nähe, und irgendwann eilten die Leute ans Ufer, um Wasser zu trinken. Die Deutschen fingen an, mit Maschinengewehren zu schießen. Alle wurden erschossen.«

Diese Informationen beruhen auf mündlichen Angaben, Dokumente zu diesem Massaker liegen nicht vor. Es ist davon auszugehen, dass auch viele andere Massaker nicht schriftlich festgehalten wurden. Dies ist einer der Gründe, warum die genaue Opferzahl von Rom:nja nicht zu ermitteln ist.



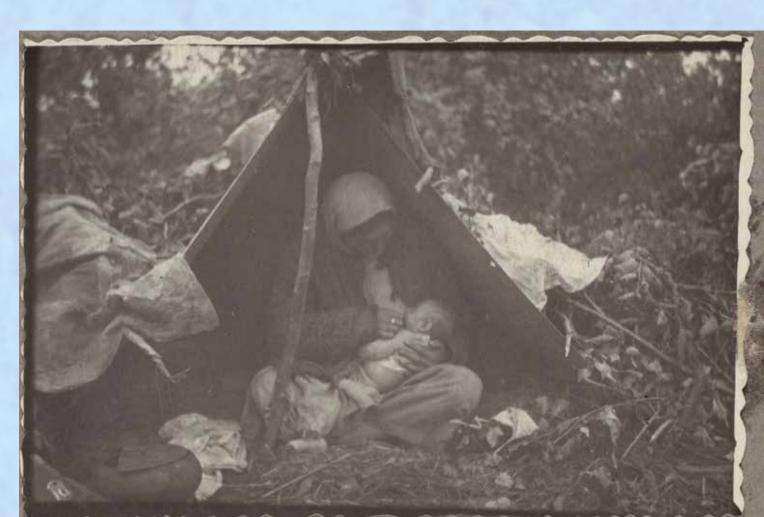




Die Gefahr, die von den Deutschen ausging, wurde den meisten Rom:nja erst bewusst, nachdem es die ersten Massenerschießungen gegeben hatte. Die wichtigste Strategie für das Überleben lautete schlicht: Sich in den Wäldern und Sümpfen zu verbergen, weil sich deutsche Einheiten nur selten dort hinein wagten. Wie schon für das Leben nomadischer Rom:nja vor dem Krieg, war auch für ihr Überleben während der Besetzung die Beziehung zu belarussischen Bäuerinnen und Bauern von entscheidender Bedeutung. Je vertrauter die Rom:nja mit dem jeweiligen Dorf waren, desto größer waren ihre Überlebenschancen. Überlebende berichten häufig von Bäuerinnen und Bauern, die die Rom:nja in ihrer Nähe vor heranrückenden deutschen Einheiten warnten, oder die einzelne Rom:nja bei sich beherbergten.

Vor allem Frauen hatten die Aufgabe, zur Beschaffung von Lebensmitteln immer wieder in die Dörfer zu gehen. Durch ihren Kontakt zur Dorfbevölkerung erlangten sie häufig politisch oder militärisch wichtige Informationen, die sie an die Partisan:innen weitergaben. Bei solchen Gängen waren sie ständig in Gefahr, erwischt zu werden – sei es durch deutsche Patrouillen oder durch die von den Deutschen eingesetzte Hilfspolizei. Es kam aber auch vor, dass Bäuerinnen und Bauern die Verstecke von Rom:nja verrieten. Sie hofften damit die aus Not heraus stattfindenden Diebstähle von Lebensmitteln und Tieren zu vermindern.

Im Rahmen unserer Recherche zeigten uns die Interviewpartner:innen mehrfach Fotos von Familienangehörigen, die in der Roten Armee oder, wie hier, in Partisaneneinheiten gekämpft hatten. Hier abgebildet: Ljubow Konstantinowna Iwanowitsch, geb. 1920. Für ihre Tätigkeit als Kundschafterin wurde sie mehrfach ausgezeichnet und hatte einige Auftritte im Fernsehen. Sie nahm regelmäßig an den Paraden zum Tag des Sieges teil.







Unterkünfte von Rom:nja, vermutl. 1941.
Fotos aus dem Album von Josef Baur,
zum Aufnahmezeitpunkt Angehöriger des
131. Polizeibataillons.

Quelle: United States Holocaust Memorial Museum Collection. Der
Erwerb der Fotosammlung wurde durch die Philip- und Janet-Levin-

Zahlreiche Rom:nja schlossen sich in den Wäldern den Einheiten von Partisan:innen an, als Kämpfer:innen oder unbewaffnete Unterstützer:innen. Teilweise gab es Familienlager, die unter dem Schutz von Partisan:innen standen, und in denen Angehörige verschiedener Ethnien vertreten waren. Auch für diese Lager bestand, wie für die Partisanenverbände insgesamt, die ständige Gefahr, von Deutschen angegriffen oder von Denunziant:innen verraten zu werden.

Für die Minderheit der sesshaften Rom:nja war die Situation anders, wenn auch nicht in jedem Fall leichter. Neben dem Verhältnis zu ihren Nachbar:innen war für ihr Überleben ein weiterer Faktor von hoher Bedeutung: In sowjetischen Dokumenten jener Zeit – Ausweise, Geburts-urkunden, Arbeitsbücher – war die ethnische Herkunft der Bürgerinnen und Bürger angegeben.

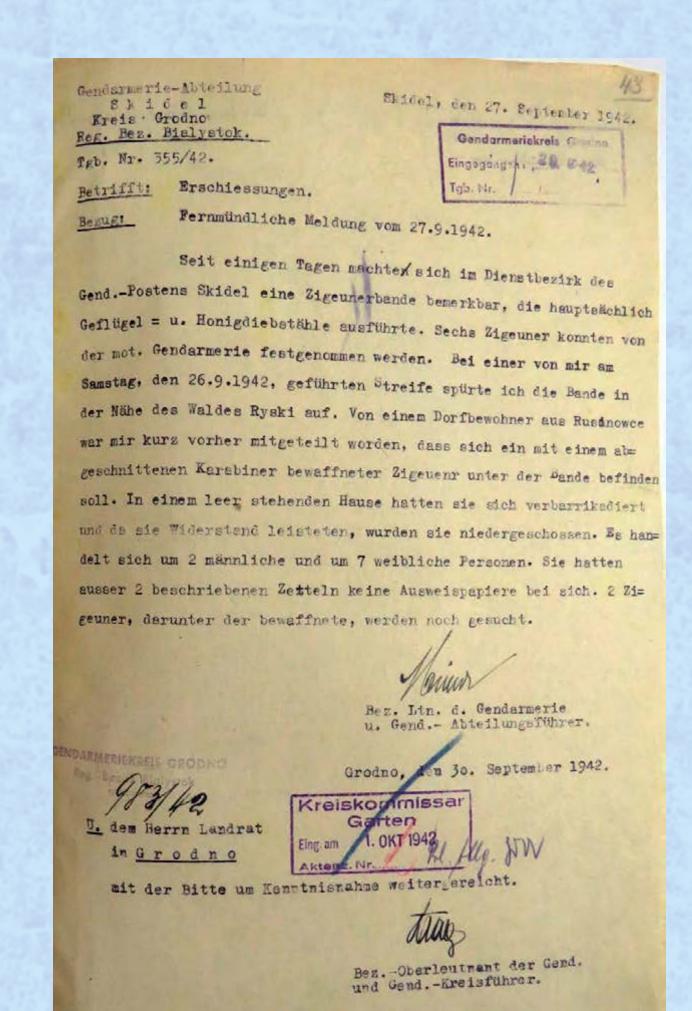
Während Rom:nja, die nomadisch lebten, häufig keine Papiere hatten, entschieden sich zahlreiche sesshafte Rom:nja dafür, sich als »Russen«, »Belarussen«, »Ukrainer« usw. registrieren zu lassen. Dies war sicherlich auch eine Folge der interethnischen Eheschließungen. In den ehemals polnischen Gebieten des westlichen Belarus gab es zahlreiche Rom:nja, die nach Kenntnis der Historikerin Volha Bartash polnische Dokumente besaßen und nicht als Rom:nja erfasst waren.

Mehrere Interviewpartner:innen berichteten, dass sie selbst oder ihre Vorfahr:innen durch das Vorzeigen eines solchen Dokuments von der Ermordung verschont blieben. Aus anderen Berichten geht zudem hervor, dass manche Rom:nja, die eine relativ helle Haut, blaue Augen oder blonde Haare hatten, die Deutschen über ihre Herkunft täuschen konnten, vor allem, wenn andere Einwohner:innen bestätigten, dass sie keine Rom:nja seien. Offenbar wurden sesshafte Rom:nja nur selten von der Dorfbevölkerung verraten. Vereinzelt wird auch davon berichtet, dass Belaruss:innen für Bezahlung Rom:nja als angebliche »belarussische« oder »russische« Angehörige ausgaben.

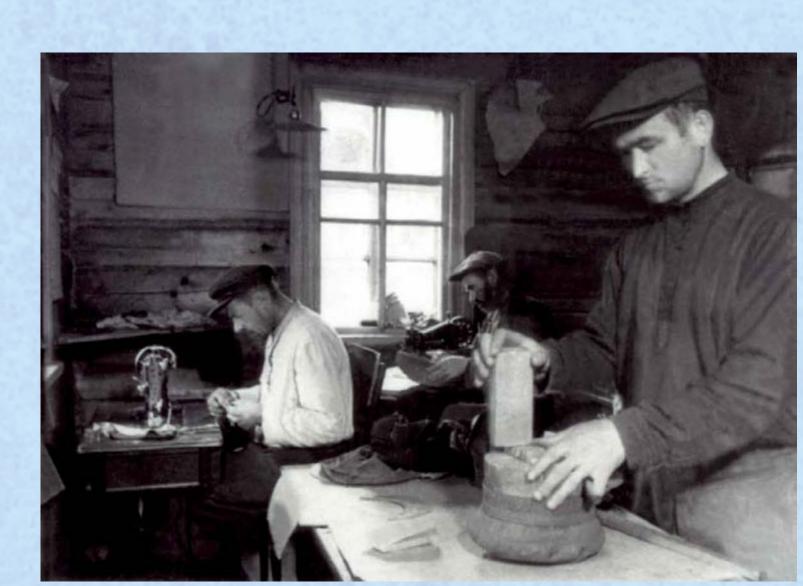


Bäuer:innen aus dem Dorf Petschischtsche, Bezirk Gantsevitsch, Region Pinsk, übergeben den Partisan:innen Brot. Quelle: Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen

Krieges, Minsk.



Quelle: Staatliches Archiv der Oblast Grodno, Bestand 1, Findbuch 1, Akte 100, Seite 43. https://gagr.by/



Schneiderei im Partisanenlager.

Quelle: Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, Minsk.









Vater Mutter

ASIOCIPE

Augen: 12

Haare: O...

Haut: hbrl.

LBJ.: 79

Körpergr. 39.

Abstammung:

Blg. 0/0 Kgr .: ...

ER VÖLKERMORD AN SINTI: ZZE UND ROM: NJA FUTSCHIAND UND IM BESETZTEN EUROPA

Ouelle: BArch R 165 Bild 051-0603

Alter: 5

Die Nazis haben die seit Jahrhunderten bestehenden Vorurteile gegen Sinti:zze und Rom:nja radikalisiert. Sie sahen in ihnen Angehörige einer fremden, ja schädlichen »Rasse«, die sie auszumerzen wollten. Die Mittel dazu waren Deportation, Zwangssterilisation und Ermordung.

Der Völkermord begann ab 1933 mit schrittweiser Ausgrenzung und Entrechtung auf allen gesellschaftlichen Ebenen. Sozialleistungen wurden gekürzt, Wandergewerbescheine entzogen, Artisten und Musiker aus der Reichsmusik- bzw. Reichskulturkammer ausgeschlossen. Ihre damit herbeigeführte Arbeitslosigkeit galt den Nazis als Bestätigung dafür, dass Sinti:zze und Rom:nja »arbeitsscheu« seien. Infolge der Nürnberger Gesetze wurden Ehen zwischen arischen und sog. »volksfremden« Deutschen, später auch zwischen sogenannten »Zigeunermischlingen« untereinander verboten. Vom Schulbesuch wurden Sinti:zze und Rom:nja nach und nach ausgeschlossen.

Ab 1935 begannen mehrere deutsche Großstädte damit, Sinti:zze und Rom:nja zwangsweise in »Zigeunerlagern« unterzubringen, die von Polizei oder SA bewacht wurden. Spätestens ab 1937 liefen Sinti:zze und Rom:nja ständig Gefahr, in »Vorbeugehaft« oder in ein Konzentrationslager eingewiesen zu werden.

In einem Erlass vom 8. Dezember 1938 sprach das Reichskriminalpolizeiamt von der »endgültigen Lösung der Zigeunerfrage«, die »aus dem Wesen dieser Rasse heraus in Angriff« zu nehmen sei.

Deportation und Mord

Im September 1939 beschlossen die Nazis, sämtliche Sinti:zze und Rom:nja aus dem Reichsgebiet zu deportieren. Bereits einen Monat später wurde ihnen das Verlassen des Wohnsitzes bzw. Aufenthaltsortes untersagt (sog. »Festsetzungserlass«). Es folgten mehrere Deportationen ins besetzte Polen: 2500 Sinti:zze und Rom:nja aus dem Westen Deutschlands im Mai 1940; 5000 Rom: nja aus dem österreichischen Burgenland im November 1941 und 2000 ostpreußische Sinti:zze im Februar 1942. Auf sie warteten Zwangsarbeit, Inhaftierung in Ghettos oder KZ. Die große Mehrheit der burgenländischen Rom:nja wurde im Lager Kulmhof in Gaswagen ermordet.

Ab Februar 1943 wurde der Großteil der noch im Deutschen Reich lebenden Sinti:zze und Rom:nja in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Umfangreiche Deportationen gab es auch aus dem besetzten Tschechien und aus Polen selbst. Eine wichtige Grundlage für die Deportationen waren sog. »Zigeunerakten«, die seit Ende des 19. Jahrhunderts von den Polizeibehörden geführt worden waren. Hinzu kamen Gutachten der Rassenhygienischen Forschungsstelle (RHF) im Reichsgesundheitsamt, die mittels Ahnentafeln und Kopf- und Gliedervermessungen Zehntausende Sinti:zze und Rom:nja »untersucht« hatte. Mindestens 2500 Sinti:zze und Rom:nja wurden zwangssterilisiert.

Ungefähr 22.600 Sinti:zze und Rom:nja jeden Alters und Geschlechts aus ganz Europa wurden nach Auschwitz deportiert, davon über 13.000 aus Deutschland bzw. Osterreich. Rund 19.300 starben dort an Hunger, Unterkühlung, Krankheiten und Erschöpfung, an den Folgen medizinischer Experimente oder wurden in die Gaskammern getrieben. Der erste Versuch der SS, das Lager zu vernichten, scheiterte am 16. Mai 1944 am Widerstand der vorgewarnten Insassen. Das rettete einigen Hundert von ihnen das Leben, die als noch »Arbeitsfähige« in andere KZ verlegt wurden. In der Nacht vom 2. auf den 3. August 1944 wurden die restlichen 2897 Gefangenen in den Gaskammern ermordet.

Europäische Dimension des Völkermordes

Auch in vielen von deutschen Truppen besetzten oder mit Deutschland verbündeten Ländern wurden Sinti:zze und Rom:nja ermordet. Die kroatische Ustaša-Regierung, die mit den Nazis paktierte, ermordete bis zu 50.000 Rom:nja, davon alleine im Vernichtungslager Jasenovac mindestens 16.000. In der besetzten Sowjetunion erschossen Deutsche Zehntausende sesshafte wie auch nomadisierende Rom:nja. Die rumänische Regierung unter Marschall Antonescu deportierte über 25.000 Rom:nja in die Südukraine, wo rund die Hälfte von ihnen infolge von Krankheiten, Hunger und Kälte zu Tode kam. Auch Tausende polnischer, serbischer, ungarischer, belgischer und niederländischer Sinti:zze bzw. Rom:nja wurden deportiert und ermordet. In Frankreich und Italien gab es umfangreiche Internierungen von Sinti:zze und Rom:nja.

Die Gesamtzahl der deportierten und ermordeten Sinti:zze und Rom:nja Europas wird auf mehrere Hunderttausend geschätzt.



Rom:nja vor der Exekution, Herbst 1942, vermutlich in der Ukraine Quelle: Yad Vashem, Public Domain



Ein Gendarm im Dienst der serbischen Marionettenregierung unter Milan Nedić führt eine Gruppe von Roma zur Exekution. Serbien, ca. 1941 – 1943. Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, mit freundlicher Genehmigung des Muzej Revolucije



Serben und Roma werden unter Aufsicht von Ustaša-Einheiten zum Konzentrationslager Jasenovac gebracht. Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, mit freundlicher Genehmigung des Muzej Revolucije Narodnosti Jugoslavije.



Eva Justin, Mitarbeiterin der Rassenhygienischen Forschungsstelle, untersucht eine Frau, 1938. Quelle: Bundesarchiv Bild 146-1986-044-08/o.A.



bei einer Befragung, 1936. Quelle: Bundesarchiv, R 265, Bild 244-71

Robert Ritter, Leiter der Rassenhygienischen Forschungsstelle,



Der Völkermord ist in den Familien der Rom:nja bis heute unvergessen. Sie sind praktisch alle die Nachkommen von Überlebenden. Und fast alle kennen Erzählungen über Verwandte, die ermordet wurden. Zugleich wird in vielen Familien nicht nur an die Schrecken erinnert, die ihre Vorfahren erlitten haben, sondern auch voller Stolz an den Widerstand in den Reihen der Partisan:innen oder der Roten Armee.

Obwohl Rom:nja bereit sind, über ihre Erinnerungen zu berichten, hat ihnen bislang kaum jemand zugehört. Ihre Erinnerungen sind bis heute nicht in die nationale Geschichtserzählung eingeflossen und finden sich nicht in Schulbüchern. Der offiziöse Leitspruch der sowjetischen wie belarussischen Erinnerungspolitik »Niemand wird vergessen, nichts wird vergessen«, hat für Rom:nja keine Gültigkeit. Orte der Erinnerung gibt es praktisch nicht: Die meisten Stätten von Massenerschießungen sind bis heute nicht markiert, und es gibt nur wenige Denkmäler zur Erinnerung an die ermordeten Rom:nja. Historische Forschungen dazu stehen noch ganz am Anfang. Der 2. August, der andernorts in Europa als Tag des »Rom:nja-Holocausts« gewürdigt wird, ist in Belarus kein offizieller Gedenktag - wenn auch einzelne Rom:nja-Initiativen an diesem Tag Veranstaltungen durchführen.

In Belarus wirkt die sowjetische Erinnerungspolitik nach, die ermordete Zivilist:innen summarisch als »friedliche sowjetische Bürger« bezeichnete, selbst wenn es sich bei den Opfern überwiegend oder gar ausschließlich um Rom:nja gehandelt hat, wie etwa beim Denkmal in Nowosjady (bei Oschmjany). Damit werden zwar Rom: nja ausdrücklich als NS-Opfer gewürdigt und ihre Zugehörigkeit zur Nation in keiner Weise in Frage gestellt – ganz anders als im Deutschland der Nachkriegszeit. Die Kehrseite ist allerdings, dass man auch in Belarus den rassistischen Charakter der deutschen Verbrechen nicht vollständig erfasst.

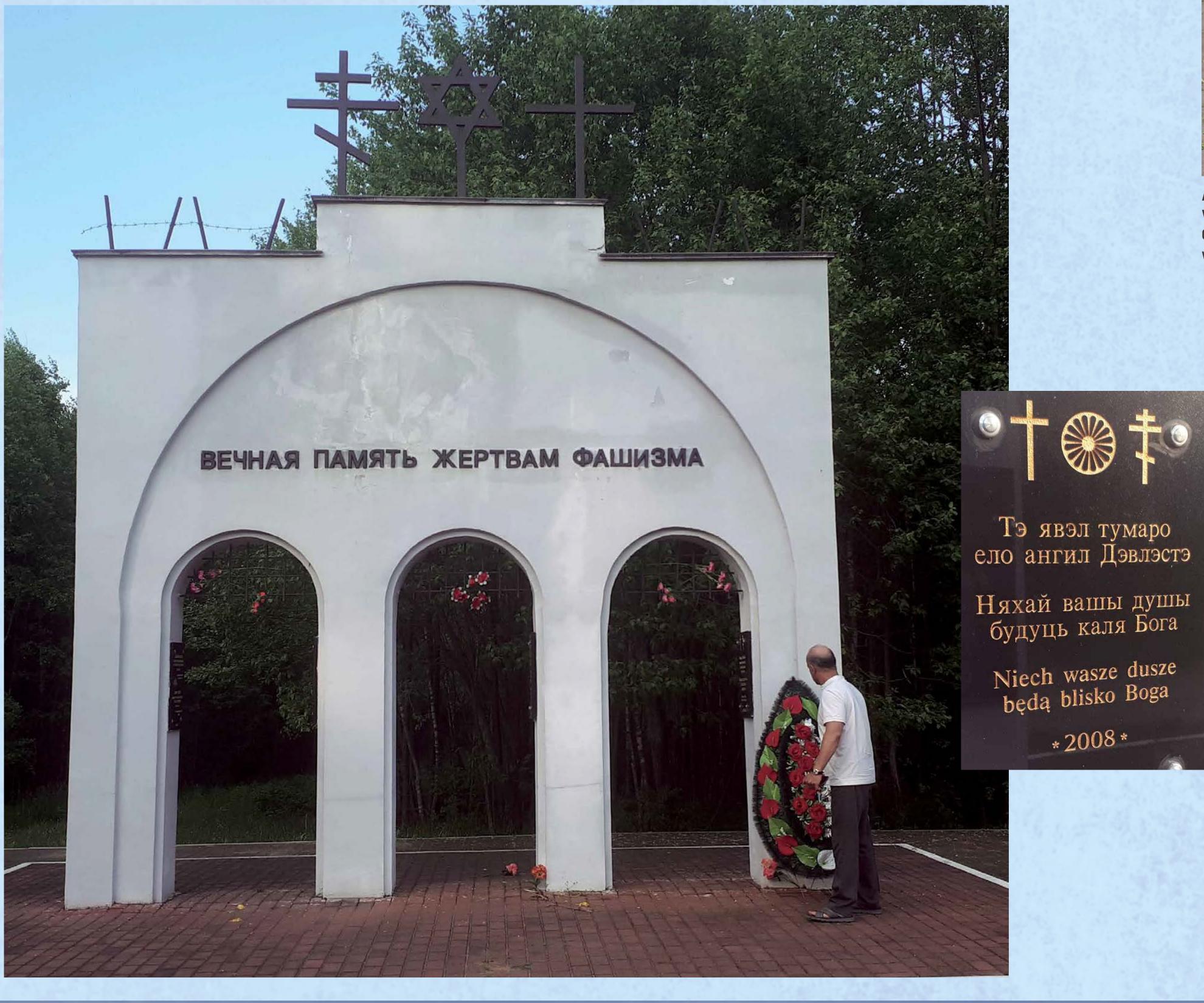
In Gesprächen mit den Nachfahren der Überlebenden, aber auch mit Nicht-Rom:nja, ist immer wieder eine große Unsicherheit über die Motive der Besatzer zu spüren. Vielen ist die rassistische Motivation der Deutschen zwar bewusst (»sie akzeptierten die Rom:nja nicht als Menschen«), oftmals hörten wir aber auch andere Erklärungen: Die Deutschen hätten die Rom:nja wegen der Unterstützung für Partisan:innen bestrafen wollen; sie hätten sie als schlechte Arbeiter eingeschätzt; sie hätten sie umgebracht, weil das Romanes Ahnlichkeiten mit dem Jiddischen habe. Dennoch gibt es Chancen dafür, die Erinnerung an den Genozid an Rom:nja in Belarus zu stärken. Medien und Museumsleitungen haben auf unser Projekt mit großer Aufgeschlossenheit reagiert. Es gibt, nachdem über die Shoah mittlerweile auch in Belarus geredet wird, ein Interesse daran, auch dem Völkermord an Rom:nja nachzugehen. Das Engagement von Rom:nja bei den Partisan:innen, die in Belarus nach wie vor ein hohes Prestige haben, kann diese Erinnerung befördern. Wir hoffen, dass diese Ausstellung - die in einer russischsprachigen Version auch in Belarus gezeigt wird einen Beitrag dazu leistet, dass sich die Mehrheitsgesellschaft mit einem von ihr schon viel zu lange ignorierten Genozid auseinandersetzt und dabei auch tradierte Stereotype über Rom:nja in Frage gestellt werden.



Denkmal für die ermordeten Rom:nja des Zwangsarbeiterlagers Kolditschewo, Bezirk Baranowitschi. Das Kreuz wurde 2008 in einem Waldstück unweit des ehemaligen Lagers errichtet und gehört zu den wenigen in Belarus, die ausdrücklich Rom:nja als Opfergruppe ansprechen. Es ist auf Romanes und Belarussisch gehalten.



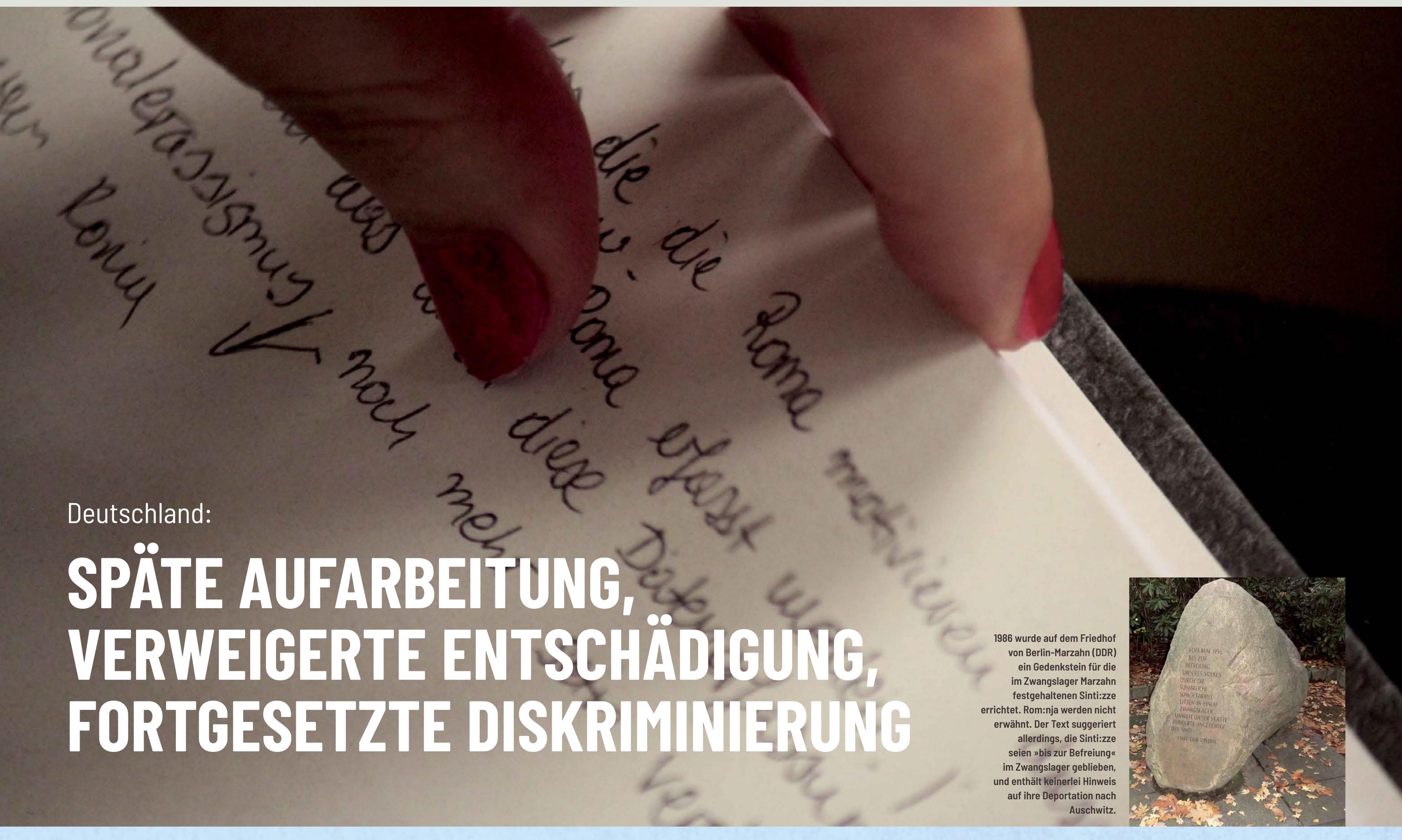
Am Roma-Day 2019 weihte der Verein Romano Drom in Gomel (auf dem Bild: Vorsitzende Olga Iwanowna Netschajewa und ihr Mann Nikolaj Anufriew) eine Gedenkallee ein. Aufschrift: »In Erinnerung an die Roma, die Opfer des Genozids



Denkmal »zum ewigen Gedenken an die Opfer des Faschismus« unweit des ehemaligen Zwangsarbeiterlagers Kolditschewo. Das Denkmal befindet sich an einer Landstraße, am Eingang zu einem Waldstück, in dem sich weitere Denkmäler für verschiedene Opfergruppen befinden. Es wurde im Jahr 2007 auf Initiative jüdischer Organisationen errichtet. Der Text auf der Tafel lautet: »Mögen ihre Seelen bei Gott sein« und ist auf Romanes, Belarussisch und Polnisch.

2008





Den überlebenden Sinti:zze und Rom:nja blieb nach 1945 die Anerkennung als Opfer eines Völkermordes jahrzehntelang versagt. In Gesellschaft und bei Behörden stießen sie häufig auf anhaltende antiziganistische Vorbehalte. Das galt für beide deutsche Staaten.

Laut Gesetzblatt der DDR waren ab 1950 »Zigeuner, die wegen ihrer Abstammung in Haft waren und nach 1945 durch das zuständige Arbeitsamt erfaßt wurden und eine antifaschistisch-demokratische Haltung bewahrt haben«, als Verfolgte des Nazismus (VdN) anerkannt. Sinti:zze waren die einzige Verfolgtengruppe, deren Anspruch von der Meldung beim Arbeitsamt abhängig gemacht wurde. Etlichen Sinti:zze wurden jedoch Gewerbescheine verweigert. Ihre dadurch bedingte Arbeitslosigkeit wurde ihnen mitunter als »asoziales« Verhalten vorgeworfen, das mit Strafe bedroht war und eine Anerkennung als VdN ausschloss.

Die Prüfungsgremien in der DDR zogen bisweilen, in der BRD sogar regelmäßig, polizeiliche Akten der Nazizeit heran. In der BRD scheiterten die Anerkennungs- und Entschädigungs- anträge der Überlebenden häufig daran, dass sie von den gleichen Beamten geprüft wurden, die zuvor in den »Zigeunerpolizeistellen« für Verfolgungsmaßnahmen verantwortlich waren. In einem Urteil von 1956 behauptete der Bundesgerichtshof, bis zum Beginn der Deportationen nach Auschwitz im Frühjahr 1943 seien Verfolgungsmaßnahmen (etwa die schon zuvor erfolgten Deportationen) gegen Sinti:zze und Rom:nja nicht aus »rassenideologischen« Gründen erfolgt, sondern aufgrund der »bereits erwähnten asozialen Eigenschaften der Zigeuner.« 1963 wurde dieses Urteil zwar revidiert, aber die ab 1935 erfolgte Einquartierung in kommunale Zwangslager wurde in der BRD erst 1977 (in der DDR 1967) als Verfolgungstatbestand anerkannt.

Auf diese Weise wurden Sinti:zze und Rom:nja ein weiteres Mal von den Behörden stigmatisiert und kriminalisiert. Wie sehr die Betroffenen durch diese Stigmatisierungen (re-)traumatisiert wurden, und was dies für ihr Vertrauen in Staat und Gesellschaft bedeutete, ist bis heute unerforscht.

Die Leistungen des Bundesentschädigungsgesetzes, das monatliche Zahlungen für deutsche NS-Opfer vorsieht, konnten daher nur wenige Sinti:zze und Rom:nja in Anspruch nehmen. Auch ausländische Rom:nja unterliegen einer diskriminierenden Entschädigungspraxis: Während beispielsweise Vereinbarungen mit der Jewish Claims Conference monatliche Leistungen für jüdische NS-Opfer vorsehen, hat Deutschland keine vergleichbaren Regelungen für Rom:nja in den ehemals von Deutschland besetzten Ländern getroffen. Sie erhielten bestenfalls eine Einmalzahlung in niedriger vierstelliger Höhe.

Sinti:zze und Rom:nja erkämpfen Anerkennung

Die politische Anerkennung als Opfer der Nazis begann erst in den 1980er Jahren, nachdem Sinti:zze und Rom:nja in der BRD ihre eigene Bürgerrechtsbewegung gründeten. An Ostern 1980 führten Sinti-Aktivisten, darunter auch Überlebende des Naziterrors, in der KZ-Gedenkstätte Dachau einen spektakulären Hungerstreik durch. Damit gewannen sie endlich die Aufmerksamkeit von Öffentlichkeit, Historiker:innen und Politiker:innen, die den Völkermord bis dahin ignoriert hatten. 1982 bezeichnete Bundeskanzler Helmut Schmidt die Verfolgung von Sinti:zze und Rom:nja ausdrücklich als Völkermord.

In der DDR engagierte sich vor allem der Bürgerrechtler Reimer Gilsenbach für die Anerkennung der Sinti:zze, häufig in Form von Eingaben und in den 1980er Jahren mit Vorträgen und Artikeln. In der Ausklammerung der Sinti:zze aus dem Gedenken an die von den Nazis Ermordeten sehe er »ein Anzeichen von latent fortdauerndem Rassismus«, schrieb er 1984 an die Berliner VdN-Kommission.

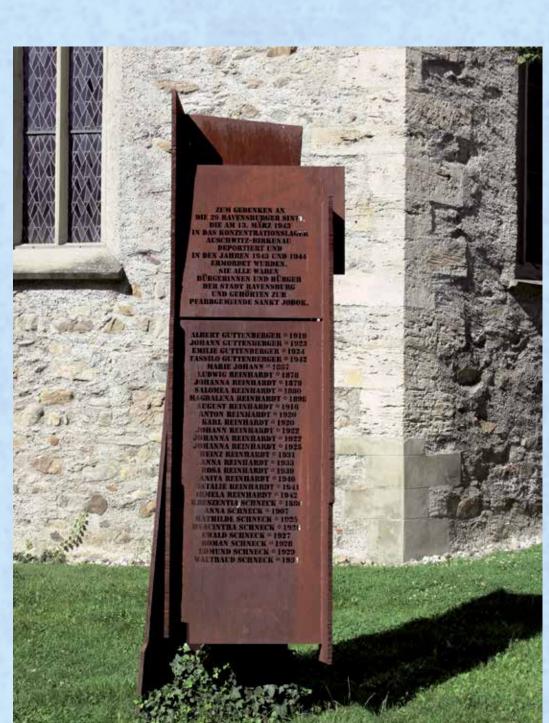
Erst 1997 stellte der damalige Bundespräsident Roman Herzog eindeutig fest: »Der Völkermord an den Sinti und Roma ist aus dem gleichen Motiv des Rassenwahns, mit dem gleichen Vorsatz, mit dem gleichen Willen zur planmäßigen und endgültigen Vernichtung durchgeführt worden wie der an den Juden.« 2012 wurde in Berlin ein Denkmal für die ermordeten Sinti:zze und Rom:nja Europas eingeweiht.

Laut einer Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes wissen heute 81 Prozent der Deutschen, dass Sinti:zze und Rom:nja von den Nazis verfolgt wurden. Wie tief diese Kenntnisse reichen, geht aus der Studie nicht hervor. Bedenklich ist, dass die Gruppe der unter 34jährigen darüber weniger weiß als die älteren Generationen.





An der Stelle des 1936 eingerichteten Zwangslagers im Berliner Bezirk Marzahn erinnert seit 2011 diese Ausstellung an Entrechtung und Verfolgung der Sinti:zze und Rom:nja



Im Jahr 2008 errichtetes Mahnmal zum
Gedenken an die 29 Ravensburger Sinti:zze, die
im KZ Auschwitz-Birkenau ermordet wurden,
aufgestellt vor der Pfarrkirche St. Jodok, zu
deren Pfarrei sie gehörten. Bildhauer: Reinhard
Scherer, Alfdorf.

Foto: Andreas Praefcke

Die Polizei in der Bundesrepublik nutzte noch über
Jahrzehnte hinweg Akten, die während des Dritten Reiches
über Sinti:zze und Rom:nja angelegt worden waren.
Am 28. Januar 1983, im Vorfeld des 50. Jahrestages der
Machtübertragung an die NSDAP, demonstrierten Sinti:zze
und Rom:nja vor dem Bundeskriminalamt in Wiesbaden
gegen diese unselige Kontinuität.

Quelle: Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma



1992 beschlossen die Bundesregierung und das Land Berlin den Bau eines zentralen Mahnmals. Die Defizite bei der Aufarbeitung des Verbrechens führten zu teils erbitterten Diskussionen über Opferzahlen, über die Selbst- und Fremdbezeichnung der Opfergruppe, über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum Völkermord an Jüdinnen und Juden. Es dauerte 20 Jahre, bis am 24. Oktober 2012 das Denkmal in unmittelbarer Nähe zum Bundestag eingeweiht wurde.

2020 wurde bekannt, dass die Deutsche Bahn und der Berliner Senat eine S-Bahn Strecke unterhalb des Denkmals planen und dieses dadurch bedroht ist. Erst breite Proteste problematisierten diese Planung

problematisierten diese Planung.

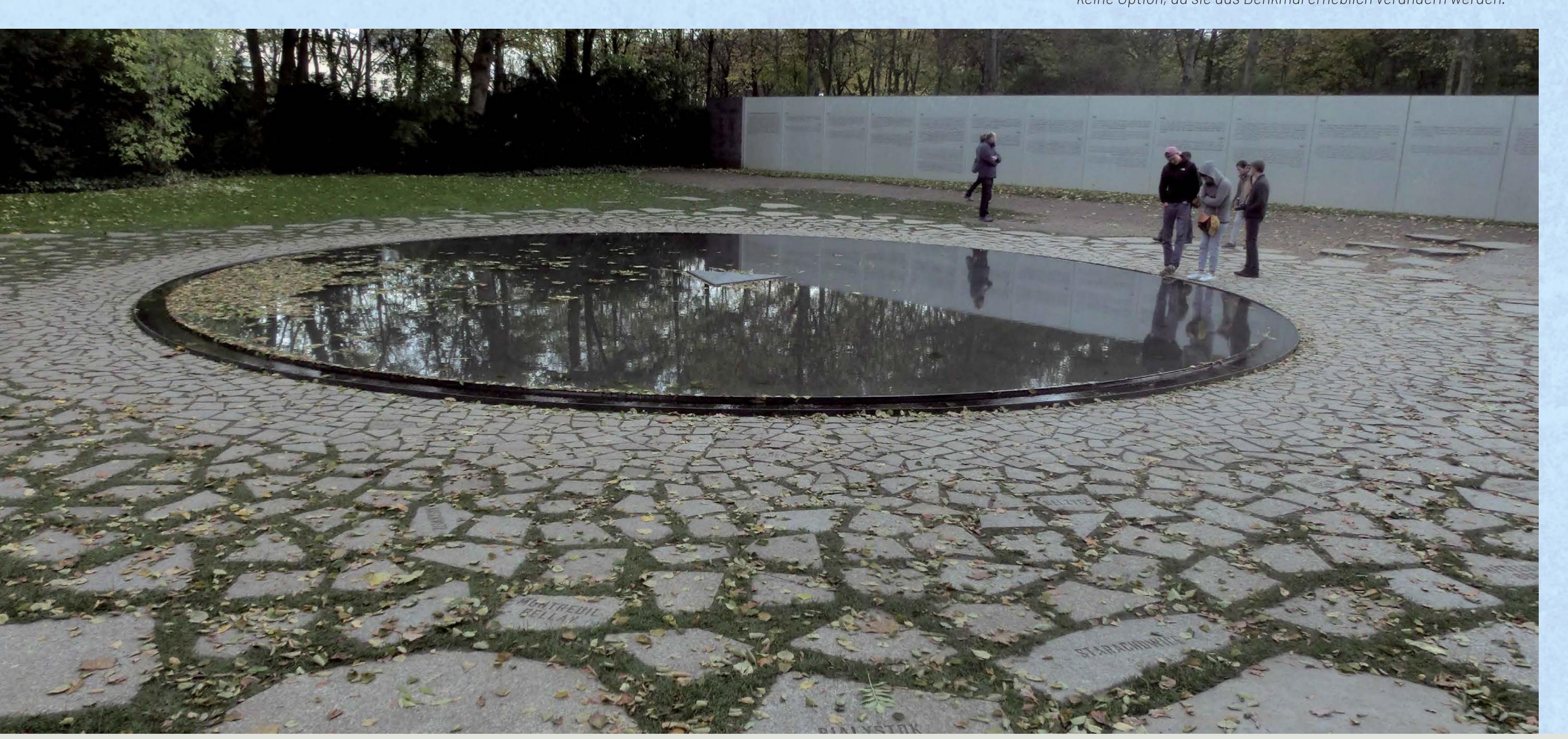
Der Architekt des Mahnmals, Dani Karavan, schrieb in einem offenen Brief:

Mein Wunsch war es, einen Ort der Selbstreflexion zu schaffen,

der die Erinnerung an diejenigen ehrt, die unter dem NS-Regime umgekommen sind ... Die Blume symbolisiert die nicht markierten Gräber der Sinti und Roma, die vom NS-Regime ermordet wurden, da Wildblumen ihr einziger Grabstein waren ... Die Blume ist das Herz des Denkmals und gibt ihm seine Bedeutung und sein Leben ... Das Denkmal wurde unter Einbeziehung der umgebenden Bäume geplant, die eine einzigartige Umgebung der Stille schaffen. Wenn die Bäume in irgendeiner Weise verändert werden, verliert die Lichtung selbst ihre Eigenschaften und die einzigartige Atmo-

Ich schätze die Versuche, eine mögliche Lösung für die Bahnlinie zu finden, aber die Ideen, die mir bisher vorgestellt wurden, sind keine Option, da sie das Denkmal erheblich verändern werden.

sphäre des Denkmals wird beschädigt.





Ausgrenzung zu bekämpfen ist Aufgabe der Mehrheitsgesellschaft

INTERNATIONALER TAG
DER ROM*NJA
POWER

ALLE
BLEIBEN!

Seit Rom:nja vor rund 600 Jahren nach Mitteleuropa kamen, werden sie rassistisch ausgegrenzt. Die Mehrheitsgesellschaften erklären sie zu »Fremden« und »Anderen« und beanspruchen Deutungshoheit über sie. Dieser Rassismus wird in unzähligen Bildern, in Büchern, Bühnenstücken, Filmen und Medien seit Jahrhunderten festgeschrieben und ist noch heute die Regel.

Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze ist eine spezielle Form des Rassismus, die auch andere, von der Mehrheitsgesellschaft zu »Zigeunern« stigmatisierte Gruppen treffen kann. In Deutschland wurde er während der NS-Herrschaft radikalisiert, bis hin zur Ermordung Hunderttausender Rom:nja und Sinti:zze.

Dieser Rassismus beinhaltet eine historisch gewachsene und transnational organisierte Gewalt.

Die rassistische Ausgrenzung wirkt auf die Psyche, den Körper, und verursacht generationenübergreifend Lebenserschwernisse, Verletzungen, Krankheiten und verkürzt Lebenserwartungen. Sie hat den Ausschluss von materiellen, finanziellen und symbolischen Ressourcen, von gesellschaftlicher und struktureller Anerkennung und Teilhabe zur Folge. Diese Gewalt wirkt sowohl auf Einzelne, als auch auf Gruppen der Rom:nja. Alleine aufgrund ihrer kulturellen Herkunft, mitunter sogar wegen ihrer biologischen Abstammung, werden ihnen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, in denen sie dann unabänderlich festgehalten werden.

Rom:nja und Sinti:zze sind Gegenstand zahlreicher Vorurteile, die sich bis heute hartnäckig halten. Vorurteile dienen einer unreflektierten Hetze, die sich auch gegen Flucht und (Arbeits-) Migration von Rom:nja aus südosteuropäischen Ländern richtet. Ihnen wird unterstellt, nicht auf der Suche nach Arbeit und Schutz zu sein, sondern Sozialsysteme ausnutzen zu wollen. In Medien und sozialen Netzwerken werden häufig dieselben Bilder gezeigt: Müllberge, schmutzige Kinder, bettelnde Frauen in langen Röcken. Einzelne Abgebildete werden zum Synonym für ganze Gruppen.

Tatsächlich leben viele Rom:nja in vielen Ländern unter schlechten Bedingungen. Das allerdings ist keinesfalls Resultat ihrer unterstellten »wesenshaften Andersartigkeit«, sondern Folge der gesellschaftlichen Ausgrenzung.

Diese Ausgrenzung zu überwinden wäre Aufgabe der Mehrheitsgesellschaft.

Dabei darf sie nicht einseitig auf »Integration« (in eine rassistische Gesellschaft) setzen, sondern muss gemeinsam mit Rom:nja, Sinti:zze und ihren Selbstorganisationen Wege besprechen, die Gesellschaft zu ändern. Ohne den Betroffenen rassistischer Ausgrenzung zuzuhören, ist ein Kampf gegen Rassismus nicht möglich.

WESHALB NACH DER NS-ZEIT NICHT JEDER/M ROMN:JA
ZUMINDEST AUTOMATISCH BLEIBERECHT GEWÄHRT WURDE,
KANN NUR MIT ANHALTENDEM RASSISMUS BEGRÜNDET
WERDEN. DIE DEUTSCHE REGIERUNG UND ALLE BETEILIGTEN
BEHÖRDEN VERKENNEN ABSICHTLICH DIE TATSÄCHLICHE
LAGE VON ROMN:JA IN DEN BALKANSTAATEN.

ASYLANTRÄGE WERDEN PAUSCHAL ALS >OFFENSICHTLICH UNBEGRÜNDET ABGELEHNT.

WIRD MAN UNS JE FRAGEN, WAS WIR MÖCHTEN ODER MÜSSEN WIR IMMER FRAGEN, »ROMA SIND IN DER EU HÄUFIG OPFER VON ZWANGSRÄUMUNGEN, BEHÖRDLICHEN SCHIKANEN UND GEWALTTÄTIGEN ANGRIFFEN.«

Amnesty International

41,9% DER BEFRAGTEN GEBEN AN, DASS SIE PROBLEME DAMIT HÄTTEN, »WENN SICH SINTI UND ROMA IN [IHRER] GEGEND AUFHALTEN ... MEHR ALS EIN DRITTEL DER BEFRAGTEN IST DER ANSICHT, DASS SINTI UND ROMA, AUS DEN INNENSTÄDTEN VERBANNT' WERDEN SOLLTEN ... ÜBER DIE HÄLFTE DER BEFRAGTEN IST DER ÜBERZEUGUNG, DASS SINTI UND ROMA ZUR KRIMINALITÄT NEIGEN WÜRDEN.

»IN EINER STUDIE GABEN
81,2 PROZENT DER BEFRAGTEN
DEUTSCHEN SINTI UND ROMA AN, PERSÖNLICHE
DISKRIMINIERUNG ERFAHREN ZU HABEN.
53,64 PROZENT FÜHLTEN SICH BEI BEHÖRDENBESUCHEN
>EINGESCHÜCHTERT<, >SCHLECHT BEHANDELT< ODER
>DISKRIMINIERT<. ÜBERDURCHSCHNITTLICH VIELE
DER BEFRAGTEN BESUCHTEN EINE FÖRDERSCHULE
(10,7 PROZENT, IN DER MEHRHEITSBEVÖLKERUNG
NUR 4,9 PROZENT).

»SIE LEBEN IN SLUMS, DIE ES NICHT GIBT, IN STRASSEN, DIE ES NICHT GIBT, IN HÜTTEN, DIE KEINE HAUSNUMMERN HABEN. DIE HIER GEBORENEN KINDER GIBT ES NICHT, WEIL SIE AN EINEM ORT GEBOREN SIND, DEN ES NICHT GIBT, UND DIESEN ORT GIBT ES NICHT, WEIL ER IN KEINEM KATASTERAMT VERZEICHNET IST UND OFFIZIELL NICHT EXISTIERT.«





Selbstorganisationen schätzen die Zahl der in Belarus lebenden Rom:nja aktuell auf ca. 60.000. Die Situation der Mehrheit der Menschen ist geprägt von Diskriminierungen.

Soziale Situation

»Die wirtschaftliche Situation der Roma verschlechterte sich 1991 [Auflösung der UdSSR, Anm. Projektteam] dramatisch, die Arbeitsbedingungen wurden schlechter, vor allem wurde es schwierig, Arbeitsverträge zu verlängern. Roma waren damals am stärksten betroffen.« (Alexandr Fomitsch Jewsejenko, Helsinki-Komitee Gomel)

Auch heute noch ist die Mehrheit der Rom:nja ohne feste Arbeitsverträge. Arbeitgeber weigern sich häufig, Rom:nja einzustellen.

Bei Vorstellungsgesprächen sind die Stellen plötzlich schon vergeben, wenn ein Mensch mit vermeintlichem Rom:nja-Hintergrund auftaucht.

Dies führt dazu, das viele Rom:nja in prekäre Arbeitsverhältnisse gezwungen werden. Viele gehen auch zur temporären Arbeit nach Russland oder ziehen in die Großstädte, wo es eher Verdienstmöglichkeiten auf dem inoffiziellen Arbeitsmarkt gibt.

Bildung

Nach einer Untersuchung der Belarussischen Roma-Diaspora und des Vereins »Roma-Gemeinde Aschmjani« haben nur 17 Prozent der Rom:nja in Belarus eine höhere Schulbildung oder eine höhere Ausbildung, wohingegen 92,2 Prozent der belarussischen Bevölkerung mindestens einen Sekundarschulabschluss haben. Viele haben dadurch große Schwierigkeiten einen angemessenen Lebensunterhalt zu verdienen und sind oft nicht in der Lage, ihre Rechte wahrzunehmen. Wir haben von Rom:nja gehört, dass Versuche, gegen offensichtliche Diskriminierungen in der Schule zu demonstrieren, von staatlichen Stellen unterbunden wurden.

Kriminalisierung

Diskriminierung und Racial Profiling von Rom:nja durch Behörden und Polizei sind in Belarus an der Tagesordnung. Immer wieder berichteten uns Betroffene von willkürlichen Personen-kontrollen, Abnahme von Fingerabdrücke und ähnlichen Schikanen.

Laut Dmitrij Tschernych, stellvertretender Vorsitzender des Belarussischen Helsinki-Komitees, gibt es spezielle Anweisungen für Beamte des Innenministeriums, zur Inhaftierung von Personen mit Rom:nja Hintergrund. So ist die Zahl der Rom:nja in den Gefängnissen von Belarus überdurchschnittlich hoch.

Diese Kriminalisierung spiegelt sich auch in der Berichterstattung in der Presse wieder.
»Besondere Aufmerksamkeit sollte der Art und Weise geschenkt werden, in der die staatlichen Medien in Belarus über solche Ereignisse berichten. Sie verwenden oft Hassreden,
Stigmatisierungen, was zu Fremdenfeindlichkeit und diskriminierendem Verhalten in der
Gesellschaft führt, sowie die Bildung sehr negativer Einschätzungen gegenüber den Vertretern
der gesamten nationalen Roma-Minderheit in unserem Land.« (Andrej Paluda, Kampagne gegen die
Todesstrafe)

Selbstorganisationen

In Belarus gibt es mehrere Rom:nja-Verbände und Selbstorganisationen, die sich im Bereich der Bildungsarbeit, der sozialen Betreuung, kulturellen Tätigkeit und Arbeitsvermittlung engagieren. In den letzten Jahren gibt es auch mehr Verbindungen und aktive Zusammenarbeit mit internationalen Verbänden z.B. der IRU (International Romani Union). In unserem Projekt arbeiteten wir mit der auf nationaler Ebene wirkenden Belarussischen Roma-Diaspora und dem im Raum Gomel wirkenden Verein »Romano Drom« zusammen.

geerbt haben. Meistens haben sie aber keine Papiere mehr für diese Häuser. Ihr Eigentum ist damit nicht geschützt. [...] Lukaschenko hat eine Verordnung erlassen, die besagt, dass baufällige Häuser abgerissen werden sollen, die das »Ansehen einer Stadt oder eines Dorfes verschandeln«. Das betrifft häufig arme Leute und damit vor allem Roma-Familien. Sie haben kein Geld und teilweise sind ihre Häuser in einem sehr schlechten Zustand. [...]
Es ist vorgekommen, dass Roma [...] nach Hause kamen und ihr Haus war einfach abgerissen. Eine andere

»Viele Roma wohnen in Häusern, die

sie von Ihren Eltern oder Großeltern

Es ist vorgekommen, dass Roma [...
nach Hause kamen und ihr Haus war
einfach abgerissen. Eine andere
Wohnung oder eine Entschädigung
erhalten sie nicht.« Alexandr Fomitsch
Jewsejenko, Helsinki-Komitee Gomel

»Aksana, eine Romnja aus der Stadt Sluck, sagte gegenüber der Menschenrechtsorganisation Wjasna, dass die Minderheit nirgendwo willkommen sei. [...]
Sie berichtet von einer Ausweiskontrolle an einem Bahnhof: ›Es war peinlich. Es waren noch andere Leute auf dem Bahnsteig, aber der Polizeibeamte wählte mich aus. Er sagte, es sei nur ein Befehl. Er kopierte meine Ausweisdaten in sein Notizbuch und ging weg. Dann kam er zurück und holte sein Handy heraus, um mich zu fotografieren. Und er sagte: ›Gott sei Dank haben Sie Ihren Enkel bei sich, sonst müssten Sie jetzt zur Polizeiwache mitkommen.‹«

(The life of the Belarusian Roma: Unvarnished truth)

Massenrazzien im Mai 2019 in Mogiljew:

Im Mai 2019 wurden Hunderte Rom:nja im ganzen Land festgenommen und erkennungsdienstlich behandelt, Dutzende von Männern mussten mehrere Tage im Gefängnis verbringen. Anlass dafür war der gewaltsame Tod eines Polizisten, für den vage dunkelhäutige Menschen verantwortlich gemacht worden waren. Die Festnahmen erfolgten allein aufgrund der Zugehörigkeit zur Minderheit der Rom:nja, ohne konkrete Verdachtslage. Nach einigen Tagen ergab die Untersuchung, dass der Polizist Selbstmord begangen hatte. In der belarussischen Öffentlichkeit, auch in »offiziellen« Medien, wurde dieser Fall von Racial Profiling überwiegend als unverhältnismäßig kritisiert. Regierungsvertreter entschuldigten sich dafür. Die Staatsanwaltschaft erklärte dennoch, es liege kein Fall von Machtmissbrauch vor.



Die Belarussische Roma-Diaspora ist eine landesweite Selbstorganisation von Rom:nja, die in zahlreichen Städten vertreten ist.

Zu den Projekten der Belarussischen Roma-Diaspora gehörte auch ein Programm zur Ausbildung von Mediator:innen für die Kommunikation zwischen lokalen Roma-Gemeinschaften und Behörden sowie Medien. In der Mitte der Vizevorsitzende der Roma-Diaspora, Artur Gomonow, bei einem »Runden Tisch gesellschaftlicher Roma-Mediatoren«.





Olga Iwanowna Netschajewa vom Verein Romano Drom im Gespräch mit einer Teilnehmerin der Projektreise, September 2019, Gomel.

